Baierische
Volks-Sagen

romantisch erzählt

von

Hogart Willing.

Zweites Bändchen

Nürnberg und Leipzig
Verlag von C. H. Zeh.
1 8 2 6.

Inhalt.

Seite

Die Gans, Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert 14

Die verlassene Alpenhütte, Romanze . 50

Der fahrende Schüler, Volks-Sage aus dem vierzehnten Jahrhundert . . 55

An das Mädchen der Höhe .. . 169

Baierische

Volks-Sagen.

Erzählt

von

Hogart Willing.

Zweites Bändchen.

Die Gans.

Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert.

1.

Das Pfandrecht.

Wo glänzt der Stern, der deinem Leben
All seine Richtung gibt?
Der Stern, wo man das Höchste liebt? —
Zur Venus nur darfst du den Blick erheben.

Die kleinsten Dinge gaben oft schon Veranlassung zu den größten Begebenheiten. Der Zankapfel, welcher Troja's Zerstörung veranlaßte, war inzwischen ungleich wichtiger, als das Strumpfband, welches dem brittischen Hosenband-Orden den Ursprung gab. — Unsere Gans spielt eine ähnliche, aber, dem Himmel sey es gedankt! nicht so gefährliche Rolle. Sie zerstört nicht, sie verbindet nur die Herzen mit Liebe und Eintracht.

Im vorigen Jahrhundert hatte noch das uralte Städtchen Erding das uralte Recht, die großen Moor-Plätze einzig und allein beweiden zu dürfen, welche längs des Flusses, der nicht ferne oft schon verheerend die Gegend durchströmt hatte, sich mehrere Meilen weit ausbreiteten. Armseliges Futter und ungesunde Luft waren die schlechten Früchte dieses unwirthbaren Landes; aber die Einwohner des Städtchens waren so sehr auf den Alleinbesitz ihres alten Rechtes versessen, daß es schien, sie wollten eigentlich nur das Recht, nicht aber einen Nutzen von der Sache; denn nichts geschah von ihrer Seite zur Verbesserung des Bodens. Vielleicht hatten ihre Voraltern dieses Recht gegen benachbarte Gemeinden theuer bestritten; denn noch betrieben sie mit dem größten Eifer die Handhabung desselben. Besonders übten sie das Pfandrecht, nur Schade, daß die öde Steppe zu groß, gleichsam ihren Augen unübersehbar war. Aber

in ihrem Angesichte dürfte es niemand wagen, auch nur eine Henne auf diesem Boden kratzen zu lassen. An den entferntesten Plätzen geschah es freylich, daß Pferde und Kalben lustig herumstiegen, und mit hungriger Zunge das karge Futter ableckten. Wenn dann mancher Bürger des Städtchens diese Beeinträchtigung sah, da er eben zum Jahrmarkt eines benachbarten Ortes gieng, oder nach Oettingen zur heiligen Mutter wahlfahrtete, da giengs denn freylich nicht ohne Aerger ab, und bei der Zurückkunft wurde bey manchem Kruge Bier von dieser Sache gesprochen, und im ersten Grimme ward oft bittere Fehde den Frevlern — Schweinen und Ochsen — geschworen. Auch war es gewöhnlich, daß jährlich ein Schwarm von Städtern plötzlich auszog, die Weidenden über der That erhaschte, und sie im Triumphe zur Stadt führte. Wohl setzten sich manchmal auch die Eigenthümer der Pfänder zur Wehre, weßwegen es gewöhn-

lich war, daß man sich gegenseitig bewaffnete.

Nun aber, seit des grausamen Trenks wilde Panduren, seit bösartige Hummeln Baierns friedliche Fluren verwüstet hatten, war schon ein Jahrzehend vergangen, während welcher Zeit das Recht der Pfändung nicht mehr gehandhabt wurde. Natürlich hatte sich auch seit dieser Zeit der Unfug gräulich vermehret — dieß sah doch Alt und Jung, und jedes meynte, nun da der Friede ins Land getreten, müsse man auch wieder zu dem Seinigen sehen.

2.

Der Herbstabend.

Und munter wurd' es jetzt im Kreis der Zecher;
Der Trunk beflügelte das Wort.
Es strömt vom Herzen fort,
Und Redlichkeit ist das Signal der Sprecher.

Es war im September. Im blauen Bock, dem vornehmsten Brauhaus des Städtchens gab es zur Noth noch Sommerbier — für honorige Gäste. Da glich aber auch am Abende die weite Zechstube einem Bienenhause; wer in die Mitte der Schwärmenden, Lärmenden trat, hörte, wie man zu sagen pflegt, nicht sein eignes Wort.

Weiß geschürzt, mit einer breiten Tasche behangen, fragte das Keller-Mädchen von Ti-

sche zu Tische nach leeren, zu füllenden Krügen; denn hie und dort klappte einer derselben. Freundlich begrüßte die Bräufrau, ein Silber-Geschnür am Hals und an dem gerundeten Busen, einen Bund großer Schlüssel zur Seite, die Nachbarn, Hansen und Kaspar; oder sie sagte dem Martin, der genügsam und nüchtern schon nach Hause gieng, „Behüte dich Gott!“ und lud ihn ein, bald wieder zukommen.

Wie theuer das Korn sey, und ob die neue Saat schon bestellet, dieß sagte man sich an diesem und jenem Tische. Mit dem Brauherrn wurde eine Lieferung auf Gerste verabredet; denn er wollte schon mälzen in kommender Woche; oder man verhandelte Ferklein zur Mast und zu Würsten auf den heiligen Christtag.

Gewichtigere Worte wurden gewechselt in einer Ecke der Stube: es galt der Politik. Dem einem wurde der Friede nicht recht geschlossen, während ein anderer glaubte, es wäre gar kein Friede, sondern nur ein Stillstand

der Waffen. Auch die Steuern wurden beredet, um die der Beamte sie quälte. Ein Graubart erhob sich hierauf — ihn ziert' im Gesicht eine Narbe. Von der Vorzeit sprach er, und von den Heldenthaten der Alten. Auch Wunder floßen mit ein, und alles saß um ihn mit geöffnetem Munde.

Aber weit wichtiger wurde im Hinterstübchen des Bräuhauses verhandelt. Hier galt es nicht Gerste und Holz, nicht Krieg oder Plunder. Den Ruhm des Städtchens galt es, und dessen eiserne Rechte. Da saß Meister Goldschmid, des Ortes regierender Bürgermeister; um ihn die Innern und Aeußern des Rathes, dann der Bürgerschaft anderweitige Häupter, der Kämmerer, Stadtschreiber, und im schwarzen Rocke der Ludimagister.

Es galt dem Mißbrauch der Weide — man wollte wieder zum Pfandrechte schreiten; denn der Frevler Kühnheit war seit den Tagen der Aernte aufs Höchste gestiegen. Lief doch ein fremdes, verirrtes Schaaf erst gestern — bey-

nahe bis zum Stadtthor! Da ward dann freilich mit einem Munde, dem Beyspiel der Vorzeit getreu, mit bewaffneter Faust, ein Zug nach dem Weidgang beschlossen.

Es meinte Johann, der Weber, gleich morgen sollte der Aufbruch vor sich gehen, denn er hatte Linnen und Wolle verwebt, und nichts mehr zu arbeiten. Doch dieß war dem Kirschner nicht recht; er hatte eben Felle zu beitzen, zu Hauben für den kommenden Winter, und wie's diesem ergieng, so giengs manchem Zünftlinge noch.

Endlich that des Bürgermeisters Hoheit den Ausspruch: Morgen! -- und Morgen! rief die Mehrheit bejahend. — Gleich wurde nach Kaspar, dem Rathsdiener geschickt — halb ahnend, halb lächelnd erschien er. Und nun empfing er, mit entblößtem Haupte an der Thüre stehend den Auftrag, mit dem grauenden Morgen zum Feldzug alles zu sammeln, was mannbar und waffenfähig sey; denn auch nicht eine Feder oder Klaue sollte geschont werden.

3.

Der Feldzug.

Es scheint die ganze Welt zum Krieg geschaffen:
Im Streite liegt die ewige Natur;
Es kriegt der Mensch in Städten, und auf der Flur.
Und jedes Thier trägt seine Waffen.

Allein, was dort in des Brauhauses Hinterwelt verhandelt wurde, das vernahm unglücklicher Weise ein horchendes Ohr. Mit Recht wird gesagt, auch die Wände haben Ohren. — Das Ohr verrieth es der Zunge — die Zunge plapperte es weiter von Mund zu Mund, in der ganzen, vorderen Schenke, daß die zechenden Nachbarn alle wußten: Morgen, mor-

gen geschieht der Pfandzug der Städter: — Und in kurzer Zeit war des Brauherrn große Stube geleert, alles eilte nach Hause, alles besorgte noch in der Wirthschaft, daß das Vieh von der Weide nach Hause getrieben wurde, und wohl im Stalle verwahrt blieb. Manches Böcklein, das sich zu weit von der Heerde verstiegen, hatte man erst in grauer Mitternachts-Stunde gefunden.

Auch im Städtchen war alles früh zur Ruhe geeilt, Muth und Stärke für den kommenden, heißen Tag im Arme des Schlafes zu holen. Deßwegen war aber auch schon alles rege — sogar manches Kind in der Wiege, als nur ein kleiner, goldner Saum den jungen Tag verkündete. Nicht so auf den benachbarten Fluren. Dort schlief fast noch alles, Kuh und Kalb, auch die Gans, die Heldin des Tages.

Und als der Sonne erster Blick auf die bethauten Fluren fiel, da glänzte schon der

Zug der Städter in seinen manigfaltigen Waffen. Alte, verrostete Spieße waren noch die vornehmsten Wehre; wer diese nicht hatte, nahm Heu-Gabel oder anderes Geräthe. Nur der Anführer — ein wackerer Scheerenschleifer, hatte ein langes Schießgewehr; doch um Gefahr zu vermeiden, war es nicht geladen. So zog man dahin auf dem weiten Moor-Grunde, schwätzend und lärmend zuerst — zuletzt etwas gemächlicher und stiller: denn schon hatte man eine Stunde lang gestreift, und so weit das Auge nur sah, war keine Klaue, keine Feder zu sehen. Nicht wenig waren deßwegen alle Männer verlegen. Man hatte sich so viele Beute geträumt, einen schönen Triumph, und nun war alles eitel. Daß gestern noch ganze Truppen von Vieh hier und dort geweidet hatten, dieß wußte man wohl, dieß hatten Meister Leist und Meister Nadel gesehen; warum aber heute auch nicht ein Stücklein zu finden, gerade heute, am wichtigen Ta-

ge der Pfändung, dieß blieb ein unauflösbares Räthsel.

Wohl mochten die Helden sich schämen; scheu mieden sie den Anblick der Dörfer, und zogen ferne davon, über Gräben und Pfützen dahin, bis am Mittage schon die Sonne stand. Da meldete sich der durstige, hungere Magen. Wohl mancher hatte sich versehen mit Schwarzbrod und Wurst; doch stärker ward immer der quälende Durst. Hier in den Steppen gab es auch nicht einen Tropfen genießbares Wasser. Heimlich sandten sie also den Nachtwächter zum nächsten Dorf in die Schenke, daß er Dünnbier hole, aberselbst nichtunter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit sage, wohin und für wen. Glücklich schleppte er auch ein paar schwere Krüge herbey, und nun frohlockend lagerte sich unter einer Wachholderhecke die lechzende Heerschaar.

Als Durst und Hunger gestillt waren, da kam auch Muth und Verstand zurück in die

Köpfe der Häuptlinge. Man sann und berathete sich, und eine Kriegslist wurde am Ende beschlossen. Man wollte sich zertheilen; je einzeln sollte der Mann in verschiedenen Richtungen stillstehend lauern; denn man merkte wohl: die Sache sey verrathen. Vielleicht daß die Nachbarn, wenn sie keine Gefahr mehr fürchten zu müssen glaubten, veranlaßt würden, ihr Vieh wieder zur Weide zu treiben. „Holla!" ihr Feldgeschrey, sollte sie wieder versammeln.

So giengs, und jeder zog einsam auf eine entlegene Stelle; sorgfältig verbarg er sich und die Waffen.

4.

Die Gans.

Wie freuet nicht das süsse Wiederfinden
Groß oder klein;
Es scheint der Freude Kind zu seyn,
Daß sich Dinge nicht einander binden.

Aber die Nachbarn ringsum trauten weislich nicht dem Land-Frieden. Sie hatten den Zug am frühen Morgen schon gesehen, gesehen das Blitzen der Waffen. Sorgsam bewahrten sie im Stalle das Vieh, so ungeduldig dieses auch wieherte und muh'te. Jeder zählte Stück für Stück die Anzahl der Schaafe, der Gänse; und siehe! nach vollkommner Zählung ergab sich, daß im Stalle des Wirths zu Aschheim eine Gans fehlte. Lise, die Tochter, hatte die

Heerde am vorigen Abend, als die Kunde ergieng, selbst von der Weide getrieben: doch war es schon Abend und sie schloß den Haufen der Gänse ungezählt in den sichern Stall. Nun schmähte die Mutter gewaltig. „Hast du die Gans, die gute, schon halb gemästete, im Stiche gelassen, so suche sie auch, und schaffe sie mir wieder.“ — Mutter war böse; die saubere Lise hatte schon vieles erduldet bey kleinen Versehen. Sie gieng, das verlorne Gänslein zu suchen. Doch wer kein geweihtes Salz auf verlorne Sachen streuen kann, der suchet sich müde und vergebens, weil, wie man sagt, der — Gott sey bey uns — die Pfoten verbergend darüber hält. Darum, wie weit auch Lise gieng, wie sie auch forschend sich umsah, kein Gänschen war auf der weiten Stoppe zu sehen. „Ach, hätte nur Lise gewußt, was wir in dem Augenblick wissen, daß die Gans, wohlbehalten und still, vor dem Froste der Nacht gedeckt, in einem Dor-

nengesträuche versteckt lag. Auch da es tagte und sich die Sonne schon gewendet hatte, lag sie noch, und schlief; die Einsamkeit mocht' ihr behagen. Den gelben Schnabel, die rothen, niedlichen Aeuglein hatte sie unter den Flügel gesteckt, als ein Geräusch die Schlummernde störte. Sie richtete leise den Hals auf: Siehe, da lagerte ein Kriegsheld des Städtchens sich zur Seite des Busches; daran lehnte er die rostige Lanze. Schon wollte die Verborgene entfliehn; doch da der Mann ganz still sich verhielt, und nur ein Stück Brod aus der Tasche hervorzog, so blieb das Gänschen auch ruhig. Jetzt legte er ein Stückchen geschnittenes Brod sich zur Seite; denn er wollte mitunter eine Prise Taback sich erlauben. Das Gänschen, gewohnt, entfallene Brocken zu suchen, kroch jetzt eilig hervor, und verschluckte gierig den Brocken.

Erschrocken Anfangs war der sorgenlose Held; nun aber, da er nichts weiter, als die Gans sah,

hob eine großmächtige Freude sein Herz. „Gefunden! rief er; hier ist der Frevler, ihr wackern Gesellen!“ -- Und „Holla!“ erscholls rings um auf der Heide; die Männer traten zusammen. In ihre Mitte schleppte der glückliche Finder die schreyende Gans. —

Mit ihr fast zu gleicher Zeit trat die unglückliche Lise in den Kreis der Städter; denn sie hatte den Liebling der Mutter — die Gans von ferne schreyen hören, und zweifelte nicht, welches Schicksal nunmehr die Unselige treffe. Flehend bat sie, ihr dieselbe zurück zu geben — sie schilderte mit Rührung den Zorn der Mutter, wenn sie ohne das gute Gänschen nach Hause käme. Allein bey den eisernen Herzen der Helden war so ein Flehen vergebens. Es war nun einmahl der einzige Fund, er mußte vergelten den Schweis des Tages -- die Gans war das Zeichen ihres Sieges bey der festlichen Rückkehr ins Städtchen.

5.

Der Triumph.

Du mußt dem Niedern wie dem Höchsten
dienen;
Der Kampf ist immer heiß,
Doch wird dem Tapfern auch der Sieg zum
Preis —
Wer will nicht mehr, als eine Gans] gewin-
nen? —

Vergebens also waren des Mädchens Thränen. Sie bot ihnen den doppelten Werth des Thieres als Lösegeld, sie spendete schmachtende Augen auf die Wärter der Gefangenen; allein die Barbaren verstanden sich schlecht auf die Sprache der Rührung. Es war einmal beschlossen, die Gans zum Gegenstande ihres

Triumphes zu machen; denn schon hatte sich die Sonne geneigt, und keine Hoffnung blieb zu einer fernern Beute mehr übrig.

Aber auch Lise hatte beschloßen, der Unglücklichen zu folgen, in welches Verhängniß es sie auch führen möge. Man hatte ihr jedoch schon den Trost gegeben: nach dem Einzug ins Städtchen könnte sie das Thier gegen das Pfandgeld wieder erkaufen. Also folgte Lise dem Haufen der Männer; mit niedergeschagenen Augen, stumm und trauernd gieng sie neben der gefangenen Gans her.

Als man nahe kam den Thoren der Stadt, steckten die Sieger weiße Tücher und Laubwerk auf ihre Picken und Stangen, und ordneten einen feyerlichen Zug. Die Gans und Lise führten sie wohlbewacht in ihrer Mitte. Schon hatte sie von ferne der Wächter des Pfarrthurmes erblickt; eilig stieg er nieder zur Stadt, und gab Kunde von der glücklichen Rückkehr der tapferen Streiter. Da versammelte sich Jung

und Alt, Hohe und Niedere auf dem Marktplatze. Der Bürgermeister, an der Spitze der Männer des Raths, zog den Kommenden bis vor das Thor entgegen. Der Trommler der Stadt wurde bestellt, und mit seiner Trompete der Thürmer. So wurden mit Lärmen und Jauchzen die Helden empfangen. Einige Mädchen streuten Blumen auf die Wege, auf welchen man mit der Gans einherzog; ringsum schwärmten jauchzend die Knaben. Und so gieng der Zug durch das Städtchen; aus seiner Bude guckte der Krämer, vom Lehnstuhl eilte der Großvater an das Fenster; vom Rocken liefen die Mägde, alles sah und bewunderte den Sieg der stolzirenden Männer.

Aber unter dem Taumel dieser Freuden, im Triumph dieses Festes war allein traurig die Tochter des Wirthes von A., die unglückliche Lise. Mit Schamröthe bedeckt schlich sie neben der Gans her. Wahrlich, wäre die Mutter nicht gar so hart gewesen, sie hätte diesen Triumphzug nicht

ausgehalten: sie wäre ohne das Gänschen nach Hause gekehrt. Tief ihre Augen zur Erde geheftet, schlich sich von Zeit zu Zeit eine Thräne über die Rosen der Wangen, und ein Seufzer hob die schwellende Brust, der aber in dem Getümmel lautlos verhallte. Nur einmal wollt' es der Zufall, daß sie den Blick erhob, als sie vorübergieng am Brauhaus zum blauen Bocke.

6.

Der Blick.

O Auge, Spiegel jeder Seele!
In dir liegt der Genuß!
Du bringst den Himmel uns zum Gruß,
Und blickt die Lieb' — im Grabe wird's noch helle.

Erst nachdem alle Gassen der Stadt durchzogen waren, und am Rathhause von den Geschwornen das Corpus delicti wohl betrachtet war, entließ man dasselbe gegen das Pfandgeld. Jedoch hatte zuvor fast jeder der Städter, welcher den Feldzug mitgemacht, der Gans eine Feder entrupft, um auf dem Hut mit derselben prangend, das Gedächtniß der Thaten des Tages zu feyern. — Alles gieng sodann

auseinander; die Helden erlabten sich bald von den Mühen im braunen Safte der Gerste. Während dieser Nacht und auch noch lange nachher war dieser Sieg ihr Gespräch und ihrer Rede Triumpf. Daß des Tages Gedanken auch auf die Enkel gekommen, bewährt die Sage der Nachwelt.

Aber diese Sage der Nachwelt schaukelt auch fort auf seinen bewahrenden Fittigen ein unbedeutendes Ding: den Blick Lisettens zum Brauhaus des blauen Bockes. So unbedeutend die Gans, so zufällig ihre Gefangenschaft war: so veranlaßte sie doch den großen Triumph; und der Blick -- -- auch dieser war Grundstoff zu reitzenden Folgen. Denn er war auf kein dürres Erdreich gefallen; ihn hatte, gelehnt an die Schwelle der Pforte, der Brau-Sohn, der junge, wackere Robert gesehen. Ihn deuchte, noch kein Auge so glänzend gesehen zu haben. Möglich, daß eben ein Strahl der sinkenden Abend-Sonne eine fal-

lende Thräne vergoldet hatte, obwohl Lisettens Blicke eben kein fremdes Feuer bedurften, um warmen Herzen zu leuchten. Und warm war Roberts Herz, weich und empfindsam. Daher nicht zu wundern, daß sogleich die helle Flamme in ihm entzündet wurde.

Gedankenvoll blieb er noch stehen, als schon der Zug vorüber war. Der schlanken Gestalt, des sanften, geduldigen Mädchens gedenkend, konnte er sich unmöglich des himmlischen Wunsches, sie wieder zu sehen, erwehren.

Als nun Lisette, frey von Verfolgern, die theuer erkaufte Entführte im Arm, zurückgieng durch die Gassen der Stadt: da kam sie auch wieder an dem sinnenden Robert vorbey. Wie vom Schlafe erwacht, glaubte er nun seine goldnen Träume erfüllt zu sehen: er sah des Mädchens nußbraune Locken, den niedlichen Fuß, das sanfte Gesicht — ihn zog ein wunderliches Gefühl zu ihr hin.

„Willst du, Mädchen! so sprach er, nicht

einige Zeit bey mir weilen? Sieh, deine Zunge ist trocken, es dursten die rosigen Lippen. Ich bringe dir schnell den kühlenden Trank; denn weit ist noch und halb dunkel dein Rückweg. —"

Aber die schüchterne Jungfrau verweilte sich nicht; sie dachte der kommenden Nacht, sie dachte der zürnenden Mutter. Freundlich dankte sie zwar; doch schnell eilte sie wieder vorüber.

Und als sie schon vor den Thoren der Stadt war, da sah sie sich um; denn hinter ihr kam jemand gelaufen. Es war wieder der freundliche Jüngling. — „Darf ich dich nicht, so sprach er, eine Strecke Weges begleiten? Sieh, schon steigen die Nebel ringsum empor vom feuchten Moorgrund; du möchtest im Pfade verirren. —„ Doch auch dessen entschlug sich Lise; sie war ja oft schon zur Stadt gekommen, und also des Weges wohl kundig.

„Nur eins noch, lispelte endlich der Jüngling: Wie heist du? Wo bist du zu Hause?„ — Ich heiße Lise, antwortete jene; ich bin die Tochter des Wirthes zu Aschheim. —

7.

Die Träume.

Bunt wie der sternbedeckte Himmel strahlt,
Webt sich der freundliche Traum
Ein Ruhe-Tuch mit goldnem Saum;
Die Zukunft selbst sieht man oft abgemahlt.

Die Abendglocke des Städtchens war verhallt; die Gestalt des Mädchens in der neblichten Ferne verschwunden, und immer stand noch der Jüngling. Er träumte, es noch zu sehen, selbst da er's nicht mehr sah. Und als er heim kam, folgte ihm Lisettens Bild überall nach; in die Scheune und in den Keller, in den Stall, wo er Futter dem wieherndem Hengst gab. Nichts mogte dieß Bildniß vertreiben, und

im Schlafe, süsser als je, umgaukelte es den glücklichen Träumer.

Also war nicht Lisettens Geschick. Ihr hatte die Mutter die Zeit verargt, die sie mit dem Suchen des Thieres verloren. Viele Arbeit blieb zu Hause ungeschehen liegen, und so müde sie war, so mußte sie noch den Boden rein fegen, die Tische, die Bänke, und die Krüge der Zecher, so daß die Mitternacht kam, und immer noch waren Geschäfte. Was sie auch that, und wie sie der Dinge gewohnt war; immer mißglückte ihr doch das Geschäft, sie mußte nicht selten von vorne beginnen. Was doch wohl Ursache seyn mochte an ihrer Verwirrung? Dachte sie doch an nichts, als an den Jüngling des Städtleins, mit seinem braunen, runden Gesichte, mit seinem lockichten Haupthaar, mit seiner freundlichen Stimme.

Als ihr endlich die Mutter erlaubte, den Frieden des Schlummers zu suchen; siehe, da floh sie auch dieser. Sie dachte — und wußte nicht

nicht was; sie athmete unbekannte Gefühle. Erst als der Morgen kam, umschwärmten sie gaukelnde Träume; sie war auf den Strassen des Städtchens, sie sah, sie hörte ihn reden: doch rief schon wieder die Mutter zum Tagwerk; sie verscheuchte grausam die geträumten Freuden des Mädchens.

Und so vergiengen nun, unter Träumen und Sorgen die kommenden Tage; denn die Sorgen folgen sogleich den Wünschen, auch wenn sie noch so heimlich dem Busen entsteigen. Robert und Lise verlebten die meiste Zeit der keimenden Liebe voll Wehmuth und Schmerz, oder auch voll süßer Gefühle.

Nicht entgieng die innere Stimmung den sorgsamen Eltern. Roberts Mutter hatte den Träumer belauscht, gleich Anfangs, da sie gewahrte, daß er sich wenig mehr um Speise und Trank bekümmere.

Aber Geitz und Liebe — wie schlecht paaren sich diese zusammen! Ersterer führt nur Gold

— er unterordnet die Ehe immer seinem Sistem. Daher war es der Mutter nicht gleich, welchen Gegenstand der Liebe sich ihr Robert wählen möge. Es war ihr einziger Sohn, sie liebte ihn mit mütterlichem Stolze, und alles gestattete sie ihm: aber im Punkte des Herzens, da forderte sie nicht des Sohnes — nein, den eigenen Willen. Daher war sie unermüdet bey Tag und bey Nacht, den Gegenstand zu erforschen, welcher auf einmal so gewaltig — so schien es, des Sohnes Herz verwundet hatte. Jedem Schritt spürte sie nach, jedes Wort, das zu sich selbst Robert sprach, suchte sie zu erhaschen, ja sie belauschte sogar den Schlummer des Jünglings. Aber lange blieb all' ihr Bemühen vergebens.

8.

Das Fensterlein.

Zum Liebchen hin zieht ihn sein Sehnen!
So niedrig ist kein Fensterlein,
Es zieht die Liebe aus und ein,
Indeß die Herzen an dem Gitter brennen.

Zu gut kannte Robert die Stimmung der Mutter. Er wußte nicht, ob das Mädchen seines Herzens auch Reichthum besitze nach dem Willen seiner Mutter. Daher sein erster und eifrigstes Bemühen dahin gerichtet war, sich über ihre Verhältnisse zu unterrichten. „Ach, könnt' ich Lise nur sprechen! so dachte er öfter; aber wie? das wußte er nicht. — Endlich in einer schlaflosen Nacht half ihm ein Zufall ins Reine. — Unten im Stalle wieher-

te sein Hengst; schnell sprang er vom Lager auf, kleidete sich an, und eilte hinunter. Sattel und Zaum legte er dem Pferde an, dann zog er es heimlich durch die Hinterpforte hinaus, in den Garten, über den Graben der Stadt, und fort — ins Freye, nach Aschheim! Es war Vollmond; der Himmel prangte mit glänzenden Sternen. Schon war Mitternacht vorüber, als er nach dem Dorf kam. Da ritt er seitwärts, stieg ab, und band ihn sicher an einen einsamen Baum. Darauf schlich er behende, doch still, in das Dörfchen, und behutsam um die Fenster des Wirthshauses.

Aber ruhig war alles, es regte kein Athem sich ringsum; selbst der wachsame Haushund meldete nicht die Ankunft des Fremden. Ist aber auch jede menschliche Seele in Frieden versunken, die Liebe ist es nicht, so lange die Pulse noch schlagen. Lise lag schlaflos im Bette; sie hegte eben den Wunsch, daß sich doch noch einmal ihr Gänschen verlaufen —

daß sie noch einmal mit ihr durch die Strassen der Stadt geführt werden möchte und vor das Haus des Brauherrn, wo der gute Jüngling gestanden; — da schien es ihr, als höre sie leise ihren Namen rufen. Sie dachte gleich, daß es die Mutter nicht sey, denn die Stimme derselben war immer stärker, als leise. Aber — wer sollte sie rufen? Die Neugierde wuchs noch mehr, als wiederhohlt der Name „Lise" genannt wurde.

Nun zog sie die Decke von sich — sie schlüpfte heraus, nahm schnell das Kleid über sich, und — wie von einer unsichbaren Gestalt gezogen, trat sie ans Fenster.

Und im Mondlichte sah sie den Jüngling stehen; sie erkannte ihn gleich. Mit leisem Winken lockte sie ihn näher und er folgte gerne. Aber es schied sie die Höhe, nur leise durften sie sprechen, oft giengen die Worte verloren. — „Dort, am Tennen-Thor, nicht weit vom schwarzen Holunder Strauch wirst

du ein Leiterlein finden;" so lispelte erröthend die Jungfrau ihm zu. Auf den Zehen trippelte Robert fort, fand, was er suchte, und über die Stufen gelangte er bald an das Gitter des Fensters, in die Nähe der züchtig verhüllten Jungfrau. Und nun begann ein langes Gespräch, über Glück, und Liebe, über Hoffen und Harren, und von baldigen Wiedersehn, als schon auf grüner Haide die Vögel mit dem ersten Ruf den kommenden Tag verkündeten. Sorgsam stieg von der Leiter der Jüngling, und brachte sie hin an den vorigen Ort; dann, einen herzlichen Gruß noch winkend, eilte er fort, zum stampfenden Hengst, der ihn fortfliegend zur Stadt trug. In ihr Bettlein zurück schlüpfte die Jungfrau.

9.
Der Sturm.

Armes Herz in sturmbewegten Stunden
Blickst umsonst du nach dem Licht,
Das hoffnungsbringend durch die Nächte bricht:
Doch — in der Liebe wirst du schnell gefunden.

Keine der Mondhellen Nächte und auch der düsteren nicht giengen vorüber, ohne daß nicht der wiehernde Hengst den zärtlichen Robert zu Liebchens Fensterlein trug; immer waren die Beyden des traulichen Kosens nicht satt, wenn die Stunde der Trennung wieder sich nahte. Oft bat der Jüngling, es möchte Lise das neidische Gitter vermeiden, sie möchte den Weg ihm bahnen ins gemächliche Schlafkämmerlein. Aber die züchtige Jungfrau gestattete es

nicht, sie gab ihr Küßchen durchs Gitter, und gedachte dabei des leidigen Sprichworts: Gelegenheit nur schaffe die Diebe. Selbst in grimmiger Winter Kälte ward dem zärtlichen Freyer kein Obdach gestattet, und doch waren Eis und Schnee nicht mächtig genug, ihn von dem Fenster seiner Geliebten zurück zu halten. So schwanden Monden dahin; es nahte das Frühjahr, es grünten schon wieder die Bäume, und manch schönen Straus von Nelken und Rosen trug Robert von seinem nächtlichen Liebes-Fenster nach Hause.

Einst, da durch die nächtliche Weile der Sturmwind brauste, und der Regen stromweise an Dächer und Wände schlug, war Robert wie gewöhnlich vor dem Fensterlein seiner Geliebten, nicht ahnend, welch' Unheil im Hause des Vaters geschehe.

Ein Gewitter zog sich in schwangern, schwarzen Wolken über das Städtlein hin, von heftigen Blitzen begleitet, und des Donners

Gekrach machte auch die festesten Schläfer wach. Vergebens läutete man das geweihte Glöcklein wider Gewitter, vergebens alle Glocken der Stadt. Jetzt ein Schlag, und ein Flammen-Meer stürzte herunter; alle Augen waren erblindet.

Und als die Besinnung wiederkehrte, dachte jeder, der Schlag habe gezündet; alles lief nach dem Stall, nach dem Stadel — -- Gottlob! der Streich gieng ins Wasser. Auch die Brau-Frau war in den Hofraum gelaufen, rings sah sie sich um, in Kellern, in Scheunen -- im Stall, wo gewöhnlich der wiehernde Hengst stand. -- Aber der Stall war leer! die Garten-Pforte stand offen, ein Dieb mußte also die Stunden der stürmischen Nacht wohl benützt haben. Und sie gieng schreyend durch das ganze Haus; der Brauherr mit dem Gesinde liefen zusammen, man erzählte, man jammerte. „Doch, wo ist Robert? — Auch er fehlte. Die Mutter suchte im Bette, im

ganzen Hause vergebens. Da schmähte sie sehr; sie ahnete böse Geschichten.

Nichts Arges ahnend, trabte Robert gemächlich nach Hause, als der Tag grauete. Er fand die Hinterthür verschloßen — wie erschrack er darüber. Er weilte lange, und besann sich, was nun zu beginnen? Da öffnete das Pförtlein sich; die Mutter trat in den Garten heraus mit zürnenden Blicken. „Nachtschwärmer! rief sie; welch' böses Gelüste zieht dich aus dem Hause? Weiß doch der Junge, — kaum der Schule entronnen, trefflich unter dem Hütlein zu spielen. Sag an, ungerathenes Kind! welche Buhlschaft treibst du nächtlicher Weile?„ — Bange zog Robert den Hengst zum Stalle, und als er versorgt war, ergriff er der Mutter Hand, und zog sie hinaus in den Garten, in die grünende Laube; dort bat er sie, sich zu setzen.

Und nun begann er mit den heißen Farben der Liebe seine Lise zu schildern. Es

schien, ohne ihr blühe ihm keine Freude mehr — selbst sein Leben müßte vergehen. „Und wird Lise mein Weib nicht — so schloß er — so gehe ich fort in die weite Welt, in den Krieg, und suche den Tod.“ —

Hiemit stürzte Robert aus der Laube; die Mutter rief ihm — er hörte sie nicht mehr. Kopfschüttelnd eilte sie nach; denn sie liebte den Sohn, den stattlichen Jüngling, mehr als ihr Leben.

„Wer ist die Lise? Wenn sie nur auch unseres Standes ist, wohlhabend von Haus aus, hübsch züchtig, in Ehren erzogen und der Wirthschaft wohl kundig.“ — Es vergieng der Morgen und Mittag, Robert war nicht im Hause zu finden. Da gieng die Mutter zu Felde, den Heuern nach, und sie fand den Sohn, wie er im Schatten einer Linde lag, in Träumen hoffnungsvoller Liebe versunken.

„Wer ist denn deine Lise?“ — fragte die Mutter sanft, doch ihn überraschend. — Lange betrachtete Robert die Mutter schweigend, und

forschend. — O Mutter, sagte er endlich; vergebt mir, daß ich zu lieben begonnen, und zu freyen, ohne daß ich euch davon Kunde gethan. Es ist, ich weiß selbst nicht wie geschehen; doch geschehen ist's nun einmal. Ich weiß, ihr brecht mir das Herz nicht; aber ihr zürnt mir, ihr vergebet mirs wohl nie, bring ich euch eine Schwiegertochter ins Haus, nicht nach eurem Willen, und — ohne reichliche Mitgift —

„Also arm ist Lise?" sagte die Mutter bedenklich, Mutter, erwiederte Robert; weiß ich denn dieß? Ich fragte ja niemals darnach, die Liebe geht nicht nach Reichthum. Sie ist die Tochter des Wirthes zn Aschheim. —

Die stolze Hausfrau wanderte fort, die Hände in die Hüften gestemmt, kopfhängend und schüttelnd. Robert schlich traurig ihr nach, und mehr einem Schatten glich er von nun an. Um den nächtlichen Ritt wars gethan; denn Pferdestall und Hinterpforte wurden sorgfältig verschloßen.

10.

Die Brautschau.

In dem Hofe, in den Räumen,
Keller, Stube, Bett,
Alles sauber, schön und nett;
Und die goldnen Saaten keimen
In der weiten Flur.
Reich ist die Natur,
Reicher noch durch eignes Streben,
Ist der Mensch; ein gutes Leben
Sichere Kraft und Fleiß ihm nur.

Unter Zweifel und Kummer wollte die Jungfrau vergehen; wie vermochte sie auch das Zögern des Lieblings zu deuten? Hat er, treulos, ihrer vergessen, oder — nein, treulos ist Robert nicht, aber krank! Des letzten

Sturmes gewaltiges Toben hatte vielleicht des zarten Jünglings Körper geschadet. O, es war doch recht böse, ihm nicht des Kämmerleins kleinen Schutz zu vergönnen. Wie quälte sie die Reue, schuldlos am Leiden des Lieblings fühlte Lise sich nicht. Krank liegt er nun darnieder; einsam quält sie sich selbst, von Schlummer und Träumen verlassen. Den Tag durch wankt sie im Hause umher, und denkt an den Jüngling; so verstreicht die letzte Woche vor Pfingsten.

Als nun der heilige Sonntag gekommen, gieng man in stattlichen Kleidern zur Kirche. Es prangten die Jungfrau'n, die schönste, die reinste von ihnen war Lise. Und als der Mittags = Braten verzehrt war, versammelte sich in der Schenke das fröhliche Landvolk; auch Städter kamen hie und da, in gepolsterten Wagen, von raschen Braunen gezogen, erschien auch der Brauherr von Erding; die Braufrau saß ihm zur Seite. Lise erkannte

sie nicht, wohl aber die Mutter, der Vater. Freundlich war der Willkomm, man kannte sich wohl schon von Alters. Hin und her ward geredet, vom Krieg und vom Wetter, vom Kauf und Verkaufen, gar viel von Wirthschaft und Ordnung. Und zum Triumphe der Hausfrau führte sie bald die forschende Brauerin in Küche und Keller und Kammer. Die Kästen schloß sie auf, und zeigte den Vorrath an Leinwand, den Reichthum an allen vier Enden. Der Hausherr indessen führte den Brautherrn zum reinlichen Stall; da muhten die Kühe in Reihen freundlich entgegen; im andern stampften freudige Rosse; man streichelte ihnen die Mähnen, und sprach von Fehler und Tugend, verständig, und in kunstreichen Worten.

Als nun Brauherr und Braufrau wieder einsam sich fanden, nickten sie freudig sich zu; man lobte die Wahl des sinnenden Sohnes; mit herzlicher Freude sahen sie auch die geschäf-

tige Jungfrau, wie sie im reinlichem Hauskleide mit freundlich, ehrlicher Sitte alle Gäste begrüßte, und beym Abschied zum baldigen Wiederkommen ermahnte. „Wird wahrlich eine treffliche Wirthin, eure stattliche Tochter, der fleißigen Mutter wohl ähnlich, und eines kräftigen Jungens wohl werth“ -- so begann der Brauherr den Brautwerbers Sermon; dann gab eine Rede die andere, und ehe die Braunen wieder angespannt wurden, da war alles in Ordnung. Darnngeld wurde gegeben, die Mitgift bestimmt, und Lise empfieng einen blinkenden Thaler. --

Ach, wie erschrocken war nicht die Jungfrau; sie wußte nicht, wie ihr geschah, zu Boden sank sie beynahe. Den Thaler legte sie hin, der einzigen Worte nur mächtig: „Vater, ich freye noch nicht“ --. Da wäre bald Wetter geworden. Aber die lächelnde Braufrau streichelte die rosigen Wangen der Tochter.

Dacht

„Dacht ich es doch, daß Lise nicht gerne wird freyen; aber Töchterchen! gräme dich nicht; ich will die Angst dir ersparen.“ -- Und nun flüsterte sie der Jungfrau ins Ohr: „Den du freyen sollst, er ist dein Robert.“ -- Verwundernd, zweifelnd stand sie lange, doch bestätigte sich alles, und mit schamhaften Blikken nahm Lise den blinkenden Thaler wieder, und gab ihn nun nicht mehr zurück.

11.

Die Hochzeit.

Befriedigung den sehnsuchtsvollen Herzen!
Die Ehe ist
Voll hoher unnennbarer Lust, begrüßt
Das Ende aller stillen Liebesschmerzen.

Nach wenigen Tagen schon wanderte der Hochzeitbitter in der Stadt und im Dorfe herum; lüstern sahen die Mädchen ihm nach, freudig selbst die sittsame Braut. Stolzer einher trabte der Hengst, wenn er nun Robert zu ihr trug, nicht mehr bey eitler Nacht, nein, am sonnigen Tage. Immer nur endete dieser zu früh, und mahnte zur Heimkehr. Lise begleitete ihn dann gerne bis über die Hausflur. Also kamen sie oft, sich selbst ver-

gessend, den Weg entlang, daß schon die Sterne an dem Himmelsbogen sichtbar waren. „Heute zum letztenmal“ -- so sagten sich eines Abends die Liebenden, und heißer wurde der Kuß, schwerer doch hoffnungsvoller die Trennung.

Und als nun der erste Glanz der Morgensonne aus den fernen Gebirgen strahlte, da begrüßten, nach dem Gebrauche der Zeit, die Böller des Dorfes die Braut und weckten sie aus dem Schlummer. Es kamen hierauf bald die Vettern und Baasen; letztere zu der stillen Braut; sie kleidet sich bräutlich, ziert mit dem Kränzlein ihr Haar, mit Blumen den Busen. Darauf führt man sie unter dem Donner der Böller zur Morgen-Suppe. Und als die Würste verzehrt, der Brantwein getrunken war, wurden die Wägen angespannt; für die Braut eine stattliche Chaise. Die Pferde stolzirten im neuen Geschirr mit glänzendem Messing. Weinend verließ die Braut das elter-

liche Haus an der Seite der Mutter; ihr folgten die Gäste, und also zog man von hinnen. In einiger Ferne folgte die reichliche Mitgift, Kammerwagen geheißen. Schwerbepackt wankt' er einher; auf seiner Höhe prankte ein Käfig. Darinnen schnatterte fröhlich die Gans, mit der wir die Geschichte begonnen.

Ein Chor Musikanten empfieng mit frohen Schalmeyen die Braut und die Gäste am Stadtthor, begleitete sie zum Hause des Brauherrn, wo Robert die Geliebte aus dem Wagen hob, und im Triumph in sein schönes Eigenthum führte.

Hochgeschmückt gieng bald darauf der Zug in die Kirche; Jung und Alt begleitete ihn unter laut tönendem Jubel. Und der Pfarrer knüpfte das Band, er segnete es, es wirkte auch kräftig der Segen.

Freude begrüßte den Tag, und Freude beschloß ihn; denn ungestört war der Hochzeit-

Schmaus und der Braut=Tanz vorüber gegangen. Spät um Mitternacht führte der glückliche Jüngling die ersehnte Braut in das stille Gemach, wo der Engel ehelicher Liebe und Zärtlichkeit seine Fittige über sie ausbreitete.

Die verlassene Alpenhütte.

In jener Alpen-Hütte blüht'
Einst Röschen, jung und schön;
Sie war die Zierde in dem Thal
Und auf den grünen Höh'n.
Kein Blümchen war so anmuthsvoll,
Kein Vögelchen so froh,
Als über Röschens Wangen noch
Der jüngste Frühling floh.

Ein Alpen-Junge, frisch und fein,
Kam oft zu Röschens Höh'n,
Sah ihr ins Auge hell und klar,
Und fand sie wunderschön.
Er nahte sich mit sanftem Sinn,
Sein Blick war rein wie Gold;

Sein Herz schlug liebend in der Brust,
Und Röschen war ihm hold.

Beym frohen Pfingsttanz drückte er
Des holden Röschens Hand,
Da dünkt' er sich ein Fürst zu seyn,
Ein Fürst von Leut' und Land.
Denn Röschen sah ihn freundlich an,
Und als der Abend kam,
Gab sie ihm auch ein Küßchen hin,
Sobald sie Abschied nahm.

Jetzt gieng sie auf die lichte Höh',
Sah noch einmal zurück;
Drob jauchzte Robert laut und lang —
Bis sie verlohr sein Blick.
Da gieng er hin voll Fröhlichkeit,
Und küßte noch das Band,
Das Röschen heimlich von der Brust,
Um's grüne Hütchen wand.

Der wilde Jäger Reumund sah
Das Spiel der Liebenden,
Er hatte Röschen lange schon
Mit Liebes Gluth gesehn.
In ihrer Hütte sucht' er oft
Sich Schutz bey dunkler Nacht,
Doch Röschen schloß ihr Kämmerlein,
Und Reumunds Grimm erwacht.

Von einer Felsen=Spitze sah
Er, wie auf weichem Moos
Der junge Robert, kosend süß,
Sein Röschen wiegt im Schoos.
Da tobt in ihm die wilde Glut,
Er zog den Hahn empor,
Er zielt und drückt -- des Schußes Knall
Schallt über Thal und Moor.

Ein schmerzlich Ach! entfloh der Brust
Die Röschen eben drückt;
Ein tödtend Bley hat sie durchbohrt --
Ihr Robert lag zerknickt!

Und Röschen sank bewußtlos hin;
Der Jäger stürmte fort;
Man eilt ihm nach durchs ganze Land,
Verfolgt ihn Ort für Ort.

Doch er zieht weit weg übers Meer;
Als Krieger kömmt er dort
Gefangen zwar in Feindes Hand,
Doch stiehlt er sich hier fort.
Drauf fand er noch, als man ihn fieng,
In Henkers Hand den Tod.
Was das Gesetz nicht rächen kann,
Das sucht und rächet Gott! —

Man sah jetzt Röschen, voller Harm
Von ihrer Höhe ziehn.
Den Busen deckt ein schwarzer Flor,
All ihre Freud' ist hin.
Sie wandelt weinend immerdar,
Und härmt sich tödtend ab,
Eh' noch ins Land der Spätherbst kam,
Da sank sie in das Grab.

Und auf der Trift, wo Robert starb,
Sieht man zwey Blumen blühn,
Das wilde Heer des Jägers zieht
Zur Nachtzeit drüber hin.
Doch ist die Hütte ganz verwaist,
Und ohne Kuh der Stall;
Wer hier einst war, was hier geschah,
Erzählt der Wiederhall.

Der

fahrende Schüler.

Sage aus dem 14. Jahrhundert.

1.

Die Pilgerin.

Man hatte das Ende des Tannen-Waldes erreicht; nur das frische Eichenlaub streute noch dichten Schatten auf den grünenden Boden, und aus den Zwischen-Räumen der hundertjährigen Stämme sah man in die weite Fläche, von Nebel umhüllt, gleichsam wie in die verschleierte Zukunft. Wie aus einem Wolken-Schleier glänzte in der Ferne die Kuppel des Wallfarths-Tempels, in welcher sich die sinkende Sonne spiegelte. Als dieses immer herrliche Schauspiel das Auge der andächtigen Pilger gewahrte, stürzten sie mit gefalteten Händen auf ihre Knie nieder, und beugten betend ihr Haupt zur Erde. —

Es befand sich unter ihnen eine hohe, edle Frau, welche vor Wehmuth und Jammer fast vergieng. Sie war zu schwach, sich zu erheben, deßhalb eilten die Diener herbey, sie auf die nahe Ruhe-Bank zu leiten, vor welcher das letzte Weichbild des Pilger-Weges stand. *) Und mit lauter Stimme betete die bitter Trauernde. Ihre Zuflucht war das Gebet, ihr Trost die Königin des Himmels. Ohne Labung, unter einem Strom von Thränen, hatte die treueste Gattin im Büsser Kleide, ohne Bedeckung des Haupts und der Füße, hieher den Weg aus der Heimath gemacht; um Hülfe dem edlen Gatten zu erflehen; halb

*) Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts waren in Baiern und überhaupt in Süddeutschland, besonders in Wäldern oder auf Fluren, welche zu Wallfarths Kirchen führten, Kreuz-Weg- oder Station-Bilder errichtet. —

verschmachtet, mit gesenktem Blicke, wandelte sie einher, und erreichte noch am hohen Mittage die Stufen des Altars, von Schmerz und Andacht im Innersten ergriffen. Des Waldes Dunkel, von goldnen matt-schimmernden Lampen erhellt, sprach ihre trauernde Seele an; auf den Wolken des duftenden Weihrauchs schwebte sie zum Throne des Ewigen, zur Quell der Hoffnung empor.

Also waren die Stunden vergangen, und die Dunkelheit der Nacht verbreitete sich um das Gotteshaus. Es nahte sich endlich einer der Ritter, die sie begleiteten, und sprach: Edle, königliche Frau! die Nacht bricht herein; es thut dem Körper Noth, Herberge zu suchen. Wir bitten euch, daß Ihr den Tempel verlaßt, und der menschlichen Schwäche pfleget. — Auf diese Worte des Ritters erhob sich schweigend die Dulderin; morgen wieder zu kommen, war ihre Sehnsucht; sie beugte sich tief vor dem Wunder-Bilde, und wankte —

in den Armen der Diener — fort zur Herberge. Dort nahm sie seit Tagen wieder einige Speise und Tropfen labenden Weines; dann legte sie ihr müdes Haupt zur Ruhe und ein Engel des Himmels brachte ihr erquickenden Schlummer, wie sie lange nicht mehr genossen. —

Es floh aber der Schlaf den Ritter Willibald, welcher die Königin begleitet hatte. Vor seinen halbgeschlossenen Augen schwebten die traurigen Bilder der letzten Tage vorüber. In hoher Pracht hatte er vor kurzem noch dieses edle Weib gesehen, in blühender Gesundheit, in des Frohsinns höchstem Sonnenscheine. Wenige Monden hatten ihr Erdenglück zerstört, und sie an den Rand des Elends geführt. Der Stern ihrer Augen war erloschen, jeder Blick war von Thränen getrübt— bald drohte auch dieser Quell, des verwundeten Herzens einziger Balsam — zu versiegen. Der Wangen Roth war verschwunden; blasser

ßer Kummer bedeckte das Antlitz, wo sonst Schönheit und Majestät strahlte. Unter dem härenen Kleide schlug ermattend das sehnende Herz -- nur Seufzer hoben den Busen. Die zarten Glieder zitterten bey jedem schwankenden Tritte; oft betäubte Ohnmacht den kranken Geist. Die Treue war es und die sehnsuchtsvolle Liebe, welche noch die schwache Flamme des schönen Lebens nährte, und aus der Zukunft winkte ein Engel des Lichts, so sehr auch die Gegenwart umschleiert war, mit dem Kranze süsser Hoffnungen herüber.

2.
Die Könige.

Elisabeth war die Königs-Tochter von Arragonien; ihr Gemahl Friedrich von Oesterreich, seiner körperlichen Wohlgestalt wegen der Schöne genannt. Mit Friedrich wurde am väterlichen Hofe Leopold erzogen, sein Bruder, und Ludwig, ein Herzog aus Baiern. Mit diesem hatte er den engsten Bund jugendlicher Freundschaft geschlossen, und der Schwur ewiger Treue sollte ihr künftiges, gegenseitiges Glück besiegeln. Beyde besaßen des Herzens edelste Bildung, und Muth und Mannhaftigkeit; die Geschichte der ganzen Vorzeit hatte nicht edlere Fürsten aufzuweisen, und die Gegenwart huldigte ihren Tugenden. Von gleicher Achtung, von gleicher Liebe für beyde durchdrungen waren Deutschlands Wahl-

fürsten, und da ihnen des Reiches Oberhaupt fehlte, so setzte ein Theil derselben die Königs-Krone auf Ludwigs — der andere sie auf Friedrichs Haupt. Beyde, würdig zu herrschen, das Leben geringe, die Ehre fürs Höchste achtend, waren entschlossen, sie anzunehmen. Mit diesem Entschluß entwich aber der Friede der Länder. Mit dem Schwerte in der Hand mußten sich die beyden Freunde gegenüber stellen, um das für sich allein zu erkämpfen, was jeder dem andern gerne gegeben hätte. Oesterreichs Krieger fielen in Baiern ein; sie verheerten das blühende Land. Heerhaufen sammelte Leopold, Friedrichs Bruder, in Schwaben, und drohte wie ein Gewitter das unschuldige Land zu verschlingen, während Friedrich mit einem auserlesenen Heere am Inn, bei Mühldorf stand. Ludwigs Macht war klein. Sein Vetter, Heinrich von Landshut, König Johann von Böhmen, und Friedrich Burggraf von Nürnberg, seine besten Stützen. Als

er aus München zog, dem verderbenden Feind entgegen, standen seine Baiern redlich zu ihm: wo er durchzog, da vermehrte sich sein Heer durch die sich anschließenden Bürger der Städte und durch das Landvolk. Aber immer war es nicht zu vergleichen mit seines Gegners Macht; man zagte am Abende vor der Schlacht ob der Menge der Feinde; Ludwig aber sprach: Mit Gott, Freunde! mit Gott! —

Die Morgensonne spiegelte sich in der goldnen Rüstung des schönen Friedrichs, als derselbe in der Mitte seiner geordneten Schlacht den Reichsadler auf dem schimmernden Helm den Angriff befahl. Darauf schlug er einen heißen Tag durch selbst den blutigen Kampf mit; bey fünfzig Männern gab er den Tod. — Aber das Glück der Schlachten wankt im Augenblicke; es sinkt die Schaale und steigt. — Also Austria's Glück. Der Sieg war verlohren; haufenweis flohen die Ungarn, selbst die deutschen Männer: viele wurden gefangen.

Friedrich hatte gekämpft, bis sein Arm ermattet sank; da mußte er sich einem feindlichen Ritter ergeben. Er wurde vor Ludwig geführt, der gerührt den Freund mit traulichem Handschlag empfieng. All' sein Glück hätte er gerne getheilt mit ihm — aber die Freyheit ihm zu geben, lag ausser den Gränzen seines Vermögens. Er mußte in gute Verhaft den Feind seiner Krone nach Trausnitz führen lassen, einem festen Schlosse der Pfalz. Sorgsam ward dort Friedrich bewacht; Ludwig aber hieß von nun an vor allen Völkern der Kaiser der Deutschen und Römer.

Also wurde das traurige Loos der Gefangenschaft dem schönen Friedrich zu Theil. Bald hieß er nicht mehr der Schöne; Kummer und Gram ob der trägen eisernen Zeit, verzehrten das Innerste seiner Kräfte. Zum Herrscher bestimmt über den halben Welttheil, schnitzte er nun Pfeile, die trägen Stunden zu vertreiben.

3.

Die Kraft des Glaubens.

Mit Recht grämte sich deßwegen Elisabeth, seine edle Gemahlin. Sie betete und wallfahrtete beständig; sie that viel Uebel an ihrem Leib. Deßwegen gönnte sie selbst den Schlummer sich nicht; sie entstieg gerne nächtlicher Weile dem Lager, und weinte und betete.

Als sie nun des Morgens, auf der Pilger-Reise, wo wir sie verlassen, aus ihrem Gemachetrat, standen um sie sorgsam ihre Begleiter; denn sie hatten sie seufzen gehört, seitdem der Tag sich gewendet. Auf die Knie ließen sie sich nieder mit gefalteten Händen; alles flehte für ihre Ruhe zum Himmel, beim Morgengruße. Elisabeth hörte die sorgsamen

Freunde; aber ihre Augen erblickten sie nicht. Der Weg des Lichtes zur Seele der Trauernden war verschlossen; jammernd gewahrten es die ihrigen.

Umsonst wurde ärztliche Hülfe gerufen, wie sie der Ort darbieten konnte; sie ließ sich zur Stufe des Altars führen, wo das Bild der Hochgebenedeyten der Trost vieler Tausenden geworden ist; sie betete, der Schimmer von hundert Kerzen blendete sie wohl aber leuchtete ihr nicht. — Da wandelte sie fort, beynahe hoffnungslos; doch blieb ihr alles Heilige ein starker Stab in diesem Leiden.

In der Frische des Morgen-Duftes empfand ihr Auge Kühlung, und als sie wieder am Eingange des Eichen-Waldes stand: da blickte sie zurück auf die heilige Stätte. — Gesegnete des Herrn! rief sie aus; ich danke dir! — Und als die Diener forschten, gewahrten sie, daß die fromme Königin in der Kraft des Glaubens das Seh-Vermögen wieder erlangt

hatte. Alle priesen sie den Höchsten, und seine wundervolle Barmherzigkeit. — Die hohe Gebieterin aber baten sie, nicht mehr den verzehrenden Thränen sich Preis zu geben. Sie versprach es; aber ach! der Vorsatz scheiterte bey jedem Gedanken an den leidenden Gatten. Kein Auge ihrer Umgebung war trocken; und doch durfte sich ihr kein Auge befeuchtet zeigen, ohne nicht auch den ihrigen einen Strom von Thränen zu entlocken. Ach, die Rückreise zur Heimath war ein Schmerzens-Gang, und doch brachte Elisabeth den Trost mit sich, sie werde bald den geliebten Gatten wieder sehen, als König und Herrn; denn warum hätte die Gottheit ihr sonst das verlorene Gesicht wieder geschenkt? — Alles kann er nehmen, der Allvater, und alles wieder geben; dieß bleibt ewig der Trost für alle Leidende. —

Des Königs Bruder, Leopold, hielt damals ein beträchtliches Heer beysammen in

Schwaben, und setzte wider den Kaiser den Krieg mit großer Heftigkeit fort. Im Städtchen Burgau lagen seine Streiter; sie beunruhigten die Gränze Baierns, und andere getreue Unterthanen. Deßwegen zog ihnen Ludwig mit Heeres-Macht entgegen. — Elisabeth wußte, daß es dort Noth war an tapfern Degen, und bat die Ritter, welche sie begleitet hatten, fortzuziehen, und sich unter die Befehle des Herzogs zu stellen. Die Männer gehorchten, traurig verließen sie die Königin; sie beschloßen, dem Herzog den schrecklichen Zustand ihrer Gebieterin nicht zu entdekken, damit nicht auch ihn Verzweiflung ergreife. So zogen sie weiter. Elisabeth fuhr fort mit Beten und Casteyen ohne Aufhören, daß man am Ende sogar für ihr Leben besorgt war. —

4.

Der Zauber-Mann.

Wilibald war in das Lager des Herzogs zurückgekommen. Das Waffengetümmel konnte aber nicht die Unruhe seiner Seele übertäuben, denn immer schwebte das Bild der schönen leidenden Königin vor seinen Augen. Gerne hätte er sein eigenes Leben darum gegeben, wäre es ihm möglich geworden, den Quell ihrer Thränen zu stillen. Er sah, wie des gefangenen Königs Bruder Leopold, unermüdet strebte, mit Gewalt oder List die Mauern des Kerkers zu zerbrechen; aber immer vergebens.

Seit einigen Tagen, gewöhnlich in der Dämmerung des Abends, sah man eine Gestalt

nach des Herzogs Gezelt, durch die Mitte der Männer schreiten, mit ernstem, feierlichem Gange. Es gieng die Sage, Leopold habe einen Meister schwarzer Kunst berufen, mit seiner Hülfe des Königs Rettung zu versuchen. Auch Wilibald sah den langen, hagern Mann von gelbem, narbigtem Gesichte. Es graute ihm vor dessen Anblick, und doch schlich er ihm nach, als er ihn einst, da schon des Mondes volle Scheibe am Himmel stand, vom Herzoge weg aus dem Lager gehen sah. Er folgte ihm bis in die Nähe eines finstern Tannen-Waldes; der ernste Mann bemerkte ihn nicht. Noch war Wilibald unentschloßen, ob er ihn rufen oder wieder zurückkehren sollte; denn sein Herz pochte gewaltig unter dem Panzer. Da wendete sich das Antlitz des Meisters, und eine ernste Stimme rief dem Ritter zu: Was suchest du hier? — Mit männlicher Entschloßenheit antwortete ihm Wilibald: Ich suche, was der Herzog bei Dir

— oder du beim Herzoge suchest. — Bangt es dir auch vor einer Menschen-Seele, fuhr Abuverus fort, (so hieß der Mann) so hast du dich umsonst bemüht; ist dir aber Wesen und Wirkung einerley, so magst du mir folgen. —

Der Ritter verstand den Sinn dieser Worte nicht; eine innere Stimme rief ihn zurück, wie von dem Rande eines Abgrundes; als wären seine Sinne entschlafen, stand er, und schwieg. — Ein höhnisches Lächeln floh über das Antlitz des Höllen-Mannes, er achtete Wilibald keines Blicks mehr, und gieng. —

Der Vollmond hatte sich unter düstere Wolken verborgen; kein Sternlein glänzte am Himmel, ringsum war alles still wie im Grabe. Nur Abuverus Fußtritt weckte den Ritter aus seiner Betäubung. — Mächtiger als je hatte sich der Schmerz um die trauernde Königin und des Königs harmvolles Dahinschwinden seiner Seele bemächtiget. Er be-

schloß, im Drange dieser Gefühle, alles, selbst das Höchste zu wagen. — Sein Schwert in der Rechten, betrat er die Nacht des Waldes. Ahuverus empfieng ihn dort; er bot ihm die Hand, und leitete ihn durch die dichten Gezweige. Schauer lag auf der Natur; vor den Fußtritten der Wanderer floh das aufgeschreckte Wild, Nacht-Vögel umflatterten das bahnlose Revier; Grausen blickte aus den hohlen Stämmen fauler Eichen. — Jedes Mannes Seele mußte erbeben; Schreck und Verzweiflung geleitete auch hier die zitternden Schritte des Ritters. Wilibald gelangte endlich zum Ziele seiner Bestimmung. — Was inner den schwarzen Wänden einer Felsenhöhle geschah, Ahuverus Forderungen, Wilibalds Verlangen und Hoffen — es läßt sich ahnen, aber die Geschichte schweigt, und enthüllt die Räthsel übernatürlicher Dinge nicht.

Ein fürchterliches Gewitter entleerte sich; gräßliche Stürme bedeckten um Mitternacht

Wald und Flur; Bäume fielen krachend zusammen, Felsen schienen zu stürzen. Die ganze Natur war bewegt, Feuer-Meere schienen die Wolken. Keines Geschöpfes Auge schloß sich, bis gegen den werdenden Morgen nach und nach die Schrecknisse flohen, die Wolken verschwanden, und der Mond im Geleite der Sterne vom Himmel zog. Der Sonne Strahlen stiegen über die Gebirge empor, als Wilibald, bleich und ermattet, aus den Gränzen des Waldes schritt. Er eilte dem Lager zu, um dort für einige Zeit Rast und Erhohlung zu finden.

5.
Des Kaisers Andacht.

Ahuverus ward von jetzt an in Leopolds Lager nicht mehr gesehen. Wilibald aber nahte sich dem Herzoge, und nach langer geheimer Rede, schied er von ihm, mit trautem Handschlag. Flüchtig bestieg der Ritter sein Roß und zog muthig fort. Leopolds Blicke sahen ihm nach, auf seinen Lippen bebte der Wunsch, daß es ihm gelingen möge. —

Kaum war Wilibald den Augen der Forscher entschwunden, als er mitten im Walde vom Pferde stieg. Sattel und Zügel nahm er ihm ab, und ließ es frey dahin ziehen, nach eigenem Willen. Er legte den Helm beyseite und schnallte den Panzer sich los;

dann zog er die Sporn von den Füßen, und nahm das Schwert von der Seite. Alles verbarg er, menschlichen Augen ungesehen, in dem Dickigt eines Gebüsches. Jetzt öffnete er einen Bündel, den er mit sich geführt. Daraus nahm er einen Mantel mit vielfältiger Krause, einen lüftigen Hut, und am grünen Bande eine fröhliche Zitter. Als er darauf eilend von hinnen zog, begrüßte ihn das Land als einen fröhlichen, fahrenden Schüler, der mit artigen Liedleins Jung und Alt erfreute. Also kam er nach Baiern; selten machte er Rast, nur in Münchens Mauern verweilte er. Ihn verlangt des Gegen-Königs Antlitz zu schauen; also nannte Habsburg damals den erhabenen Kaiser.

Wilibald lag noch in der Herberge, als es eines Morgens, da er eben von unruhigen Träumen erwachte, an seiner Thüre pochte. Er öffnete, und Ahuverus stand vor ihm, dicht in den weiten Mantel gehüllt. Bald ent-

entspann sich ein lebhaftes Gespräch, und während desselben zog der Mann, vor dessen Anblick Wilibalds Seele heimlich bebte, einen blinkenden Dolch hervor. Schweigend reichte er ihn dem Ritter. Und zur Stelle befiel diesen der schreckliche Gedanke an Mord, — er nahm den Dolch, und mit demselben den Vorsatz, des Kaisers Leben zu suchen. Freudig erbebte Ahuverus Herz; er drückte dem Ritter traulich die Hand, empfahl ihm Vorsicht, und verließ ihn wieder. Wilibald aber raffte sich auf, und steckte das tödtliche Werkzeug in den Busen. Da kochte gewaltig die Rache und die Mordlust; er schlich durch die Gassen der Stadt, er suchte des Kaisers Pallast.

Und es gelang ihm, durch die Wachen unbemerkt bis zu dem Eingange in die inneren Gemächer zu dringen. Da stand er und besann sich noch, wie er die graße That beginnen sollte, als es zur Messe läutete, und sich die Angeln einer Thüre bewegten. — Wi-

libald zog sich in die Ecke eines Fensters zurück. Vor ihm wandelte einsam der Kaiser vorüber, ohne Schwert, ohne Panzer, in seiner Rechten das Pater Noster. Er gewahrte den Lauschenden nicht, der Lauschende getraute sich nicht zu regen. Ludwig trat sorgenlos in das Oratorium des Heiligthums — der Mörder folgte ihm nach. Schon hatte er leise die Schwelle übertreten, schon griff er nach dem Dolche, als eine gewaltige, innere Stimme ihm zurief: Mörder! — Schauder überfiel den Ritter, er stand und zagte. — Er blickte auf des Kaisers hehre Gestalt; seine Knie hatten sich zum Gebete gebogen. Des Priesters Fluch lag auf dem erhabenen Haupte, aber der Mund, der immer nur die Wahrheit gesprochen, betete zum Gotte der Christen. Der Schein eines Heiligenbildes verbarg sein Daseyn vor den Blicken des Volkes, damit es kein Aergerniß nehme. — Jetzt läutete man zum Gloria, und dann zur Wand-

lung des Brodes. Der Kaiser schlug an sein Herz, und ein schwerer Seufzer entfuhr seiner Brust — er trug das Gepräge des Kummers. Agnus Dei lispelte sein Mund: Herr, versöhne meine Feinde, auch ich will den Meinigen vergeben. — Und Wilibalds Muth entschwand; wie Eis vor den Strahlen der brennenden Sonne schmolz der blutige Vorsatz von seinem Herzen. Raschen Schrittes eilte er zurück, entgieng glücklich den Wachen und eilte aus den Thoren der Stadt. In die Wellen der Isar versenkte er den schrecklichen Dolch, den nie wieder ein menschliches Auge gesehen. —

6.

Die Vaterlands-Liebe.

Weiter zog Wilibald durch das Land; düster war sein Sinn, sein Herz glich einem — vom Sturm bewegten Meere, er vergaß so gerne seiner selbst, mit Gewalt mußte er sich oft seines Daseyns entsinnen. So war er an die glücklichen Gestade der Donau gekommen. Diese heitere Fluren, voll des gesegneten Fleißes, glichen so sehr seinem Vaterlande, daß er sich unter den redlichen Menschen gleichwie in seiner Heimath befand. Es that ihm wohl, von der unbegränzten Liebe gegen den Fürsten sprechen zu hören, obwohl dieser Fürst der Gegner seines Königs war. Und er schritt über den majestätischen Strom, der ewig in

stiller Würde seine Fluthen dahin wälzt. Dann umschlossen ihn die sandigen Hügel der Pfalz, wo fleißige Menschen mit nimmer ruhenden Händen der harten Mutter Natur den sparsamen Theil des Lebens abdringen. Fröhlige Herzen, getreue Männer fand er überall; er sah, daß es unmöglich war, mit gewaffneter Hand zu Baierns Fürsten zu dringen, denn jede Brust war ein Schild -- und alle diese mußten erst gebrochen werden. -- Seine eigene Vaterlandsliebe entflammte bey diesem Anblick, es strömte das Blut rascher in seinen Adern, er beschloß von neuem, was es auch koste, seinen edlen Fürsten zu befreyen, welchen er gleichfalls grenzenlos liebte. Es unterscheidet sich das Herz der Oesterreicher wenig von dem -- der Baiern; brüderlich sind sie aus der alten Zeit verwandt; wenn auch die Zeit den großen Stamm zertheilt hat, er soll nur schöner in zwey mächtigen Eichen blühen. Nie soll ein Sprosse des Einen dem andern

feindlich entgegen stehen; vereint nur gedeihen sie zur segenvollen Befruchtung. Auch fing Wilibald an, Baierns Einwohner zu lieben, ohne von seinem Vorsatze zu wanken; nur gedachte er auf List; denn die Kraft seines Armes erlahmte hier an der Macht des redlichen Volkes.

Nach einigen Tagreisen erblickte er auf den hohen Felsen die Thürme der Trausnitz. Düster sahen ihn die Wände der Reste an, sie trug ihre Gestalt aus der grauen Vorzeit herüber. Die sinkende Abendsonne beleuchtete noch die wenigen Fenster mit rothem Schimmer, während am Fuße des Berges die einzelnen Hütten der Thal-Bewohner im Schatten lagen, dem bald die Dunkelheit folgen sollte.

Wilibald lagerte sich auf der grünen Matte eines Waldhügels; sein Auge ruhte, von Thränen getrübt, auf dem Kerker seines Königes; bewegt war seine Seele. Träume und

Hoffnungen nährten ihn lange; er vergaß darüber sein Abendgebet zu verrichten, obgleich am Kirchlein des Dorfes die Glocke ihn dazu gemahnt hatte.

Schon hatte sich der Sonne letzter Strahl hinter die Berge gezogen, da erwachte der Ritter aus seinen Träumereien, und als er den Blick erhob, stand der Wunder-Mann Abuverus vor ihm. „Ich habe dich nicht gerufen," sagte Wilibald beynahe erschrocken, „dieß ist wider unsere Abrede." — Du wirst aber meiner bedürfen, war die Antwort. Zwey vermögen mehr als Einer, und meine Gewalt ist größer als die deinige. — „Ich will aber, erwiederte der Ritter, zuerst meine eigene Kraft versuchen; erst wenn es am Gelingen gebricht, kann ich dich rufen. Noch steht dieses sogar in meinem Belieben. Für jede Nothdurft allein, wenn du auf mein Verlangen sie stillest, empfängst du den Preis, den meine Seele verabscheut. Theilweise nur kannst du

dich in meine Unschuld einschleichen. -- So hadre nur nicht, sprach Ahuverus; ich hadre ja auch nicht, daß du zaghaft den König zu morden vorüber giengst, — ich führte dich doch so sicher die Wege. -- „Davon nicht ein Wort, sprach Wilibald hoch empört; es war dieß mein erster Sieg über dich, ich hoffe noch öfter zu siegen.“ —

7.
Die Dorfschenke.

Ahuverus lächelte bey Wilibalds letzten Worten. Auch wußte er den Ritter mit glatter Zunge so zu bereden, daß dieser einwilligte, ihn an seiner Seite ziehen zu lassen. Gleiche Tracht schmückte ihn; auch eine Zitter hieng an seiner Schulter. Seine Gestalt war sogar kleiner geworden; aber unverändert blieb sein Gesicht, und das leuchtende, weiße Auge wurde von dem hangenden schwarzen Haupthaare verdunkelt. — Schweigend erreichten sie die Schenke des Dorfes. —

Schon von ferne hatten sie ein lärmendes Gedränge vernommen; jetzt erblicken sie fröhliche Zecher auf der Hausflur versammelt,

und als diese die beyden fahrenden Schüler erblickten, kamen sie ihnen freudig entgegen. Einen trauten Handschlag empfiengen sie von dem einen wie von dem andern, und alles rief einstimmig: Nun soll es lustig hergehen: stimmt nur eure Zitter, ihr fahrenden Schüler. —

Und bald war die ganze Schenke in Freude versunken. Mädchen und Jünglinge kamen herbey, bald gestalteten sich die Reihen, es wogte der Tanz. Abwechselnd sang Wilibald ein seelenvolles Lied; dabey herzte sich manches Paar in glücklicher Unschuld. Wenn aber Ahuverus in die Saiten griff, und seine Stimme lustige Liedleins posaunte: dann lachte Jung und Alt von wegen der wunderlichen Schwänke, und wollte seines Gesanges nicht satt werden. —

Also war dem seligen Völklein ein lustiger Abend entschwunden, und bald war es Mitternacht; da suchte einer nach dem andern den

Heimweg, doch keiner, ohne den fremden Künstlern ein Stück Geld zu geben, und das höfliche Ersuchen beyzufügen, morgen ja hier in ihrem Dorfe wieder einzusprechen; denn morgen, hieß es, sey Kirchweihe. Als endlich alles zur Ruhe gegangen war, führte der Wirth auch die Sänger in eine einsame Kammer.

Allein stand Wilibald vor Ahuverus; bedenklich sah er ihn an. Er zögerte, einen Schritt weiter zu gehen. Ich weiß, was du wünschest, sagte lächelnd der sonderbare Gast, sey nicht bange, ich will dir nicht lästig seyn. Genieße der Ruhe, morgen sehen wir uns wieder in Freuden. — Und Ahuverus schwand dahin, Wilibalden ward es leichter ums Herz. Er segnete sich, und legte sich dann auf das einsame Lager. Bald versanken alle seine Wünsche in Schlummer, und spiegelten sich nur wieder in den Bildern des Traumes.

8.
Das verschleierte Bild.

Es war Morgen geworden; fröhliches Geläute tönte vom Kirchthurme; weiß und blau wehte eine Fahne von demselben. Fröhliches Gejauchze verkündete den festlichen Tag; doch immer in den Schranken der Ehrbarkeit floß der Vormittag vorüber. In die Kirche begab sich jeder Hausvater mit den Seinigen; auch Wilibald beschloß, dabey nicht zu fehlen. Er hatte schon seit dem grauenden Morgen die thaubenezten Fluren des Thales durchwandelt, und mit spähenden Blicken ringsum die Gegend besehen, die Berge mit ihren dunklen Wäldern bestiegen und die steilen Felsen, woran die Zeit mächtige Spalten

gezogen, und Trümmer an das Ufer des nahen Flüßchens geschleudert hatte. Um nicht den Argwohn ungebetener Lauscher zu erregen, enthielt er sich noch, den Weg zur Burg zu betreten, doch schon manchen Plan schmiedete er in seinem Herzen, und dieser und jener Fels dünkte ihm leicht zu erklettern. Aber hohe Mauern umschlossen das Innere der Burg, er konnte auch nicht einmal das Fenster erspähen, welches umgittert ihm das Antlitz des gefangenen Königs hätte zeigen können.

Als er mit den Andächtigen hin zur Kirche wallte, konnte er sich des frommen Wunsches nicht erwehren, die Rettung desselben aus eigener Macht zu bewirken, damit nicht des Verführers List Gewalt über sein Herz erlange. Mit diesem Vorsatz zu beten, wollte er den heiligen Tempel betreten. Da wurde Bewegung unter der Menge, denn von fern und nah waren Menschen gekommen. Voll Ehrerbietung trat alles zurück. Wilibald hob sein

Haupt empor — er sah einen Ritter — es war Weiglin, der Burg zu Trausnitz Herr, des gefangenen Königs treuer Hüter. Ihn kannte Wilibald aus der heißen Schlacht bey Mühldorf; bald wäre er damals in des Tapfern Hände gefallen. Sein gutes Schwert rettete ihn; es glückte ihm, dem wackern Manne den geschloßenen Helm vom Haupte zu schlagen, daß das Blut ihm über die Schultern floß. Jetzt erkannte er die Narbe über die faltigen Wangen, welche das Antlitz des Greises nur noch ehrwürdiger machte. Silberweis schwebten die Locken um sein Haupt; aber mit unverloschenem Feuer schaute sein Blick umher. Wilibalds Herz entbrannte; er wähnte, noch in der Schlacht zu seyn, er sah in ihm den Kerkermeister seines Königs. — Während er noch bemüht war, dieses Feuer zu dämpfen, da fiel sein Auge auf eine sanftere, liebliche Gestalt. Dieß war ein Fräulein-Bild, hehr und voll Anmuth. Der

schlanke Leib war in ein wallendes Kleid gehüllt, das den zarten Bau der Glieder kaum noch errathen ließ. Die Form des Busens schien nach eines Engels Bilde gemacht; der runde Arm ward dem wankenden Greis zur Stütze; die weiche Hand trug ein Gebetbuch in Sammt und mit silbernem Schloße; der niedliche Fuß schien kaum die Erde zu berühren. Es war, als schwebe eine höhere Gestalt dem Eingang des Tempels zu. — Wenn das Auge viel sieht, will es noch mehr. — Wie von einem Zauberschlage war Wilibalds ganze Seele voll; aber — warum war der Huldin Gesicht verschleiert? Warum mußte ihm diese Hülle den Anblick eines Engels entziehen? Die blonden Locken waren es nur, welche vom Haupte hin auf den herrlichen Nacken fielen. Wie verriethen sie nicht die Schönheit und Jugend des Angesichtes! — Jetzt war der Gegenstand seines Entzückens in das Heiligthum getreten; entflammte Begierde im Herzen

wollte ihr Wilibald folgen. — Da hielt ihn eine harte Hand zurück; er sah nach dem unzeitigen Störer; es war Abuverus. — „Laß mich jetzt," sagte Wilibald; aber der Zudringliche raunte ihm ins Ohr: jetzt oder nie mehr ist es Zeit, deinen König zu retten. — Wohl waren diese Worte genug, des getreuen Mannes Willen zu fesseln; denn was hätte er nicht alles um seines Königs Freyheit gegeben? — Eine Weile stand er; dann sah er ringsum niemand mehr, als sich und Abuverus. Vor ihnen hatte sich die Thüre des Tempels geschlossen. — Lächelnd zog ihn Abuverus von hinnen. Sie giengen um die Mauern der Burg, näher und immer näher; nur das Burgthor verschloß sich ihren weitern Wünschen. — „Willst du, daß ich öffne, fragte der Zaubermann?" — „Jetzt nicht, aber um Mitternacht." — Wohl stieg Wilibalds Herz empor: aber — wir wollen vorher noch anderes versuchen, antwortete er. — Und bald hie bald dort suchte mit

eigener Kraft er an den Mauern empor zu klettern, kam aber immer wieder unverrichteter Sache zur Ebene zurück. — „Du siehst nun, sprach Abuverus, daß du schwerlich oder nie dein Ziel ohne meine Hülfe erreichest. Sage nur ein Wort" — — Schweig, erwiederte Wilibald; ich sehe nun wohl, wie sehr du mich geäfft hast; gerade jetzt ist nicht der Zeitpunkt zur Rettung, du aber zogst mich vom Drange höherer Gefühle ab. — „Ja wohl, fiel ihm Abuverus spottend ins Wort; vom Drange nach dem verschleierten Bilde." —

9.

Der selige Abend.

Eben wollte Wilibald antworten, als, von Gottes heiligem Wort zurück, Herr Weiglin in der Mitte seiner Diener einher zog. Ihn begleitete dießmal nicht das verschleierte Bild. -- Seitwärts hinter eine Felsenwand versteckte sich Wilibald und sein Begleiter, bis alles vorüber war. Dann zogen sie wieder abwärts den Berg, zur Herberge, während Wilibald in seinem Herzen tiefen Gram nährte. Gerne hätte er Abuverus ferner nicht mehr gestattet, ihn zu begleiten; allein man konnte ihn fragen: wohin der lustige Sänger gekommen, den die wilde Jugend von gestern so

gerne verlangte. Also ließ er es für dießmal noch geschehen.

Ein ländliches Festmahl von ländlicher Freude bereitet, war nicht im Stande, die Furchen von seiner Stirne zu bannen. Meist schlich er seitwärts, und sann dem widrigen Geschicke nach, das ihm keinen andern Ausweg ließ, als sich Hülfe suchend, in die Arme des Meisters zu werfen, während dieser die Menge mit Possen unterhielt, und die Zeit wacker verkürzte. So rückte der Abend heran.

Aber jetzt gieng Wilibalds Sonne auf; mächtig spannten sich die Saiten seines Herzens. — Stille ward plötzlich das wilde Lärmen der Zecher, dadurch kam Wilibald aus seiner Betäubung. Er sah auf und erblickte den Burgherrn, an seiner Seite die reitzende Gestalt vom Morgen. — Herr Weiglin war gekommen, sich nach alter Sitte mit den Kirchweih-Gästen zu erfreuen, dabey mußte das

Fräulein den Ehren-Trunk bieten. Ihr Antlitz verbarg nun nicht mehr der neidische Schleier; aus den himmlischen Zügen konnte die Liebe Seeligkeit trinken. Und Wilibalds Becher war voll. Was sein Herz so lange gewehret, was es nie fühlte, seit dem es Leben und Daseyn schlug, diesem öffnete es sich jetzt in dem Augenblicke, wo er feindlich einherzog. --- Doch, wer kennt den Anfang der Liebe und ihr Ende? Vergebens sträubt sich der Jüngling, der Mann und manchmal der Greis ihr entgegen; allmächtig wirkt ihre Hand — auf alle lebende Wesen.

Wilibald hatte wohl der Huldin Gesicht gesehen; ihre Blicke treffen sich einmal -- dann aber nicht wieder; denn die Augen senkten sich zur Erde, als hätten sie sich des himmlischen Lichtes zu scheuen; mächtiger aber griffen in des Mannes Herz die Töne der Zitter. Zu ihr sang er nun schöne, liebliche Weisen,

und alles horchte gerne stillschweigend dem Liede, welches aus so voller Seele kam.

Als er einmal geendet hatte, und alles noch still war, lispelte Bertha --- so hieß Herrn Weiglins Tochter -- dem Vater leise etwas ins Ohr, erhob sich dann mit schwebender Grazie, und trug den Becher voll perlenden Weines zu Wilibald. „Des Sängers Lohn!“ -- sprach sie mit zarter Stimme, und kredenzte das schöne Doppel-Glas. -- Wilibald stürzte in Hast, als wollte er ein himmlisches Leben verschlingen, den Becher bis zur Neige aus. Dann gab er in Ehrfurcht den Becher zurück, und sagte bescheiden: O, des schönen Lohnes: Wein für den Sänger; Götter werden nicht besser belohnt, als mit Wein, und mit -- -- -- Das Wort Liebe erstarb auf seiner Zunge. -- Die Augen zur Erde gesenkt gieng die holdselige Jungfrau von ihm. --

So schaukelten sich auf den Fittigen der Seligkeit die Stunden hinüber, bis die mit-

ternächtlichen Sterne an den Himmelsbogen zogen, und des Festes Königin mit offener Herzlichkeit aus der Mitte des fröhlichen Völkleins schied. Nicht ahnend, welches Feuer sie in des Sängers Brust entzündet habe, grüßte sie ihn noch freundlich zum Abschied, und bald hernach zerstreueten sich auch die Gäste der festlichen Kirchweihe. —

Abuverus winkte dem Ritter, — er verstand den Wink, aber seine ganze Seele war anderer Dinge voll. — „Ich will nicht" — war die ernste Antwort des Mannes. Bald darauf schieden sie von einander. Der Zauber-Mann schüttelte mißvergnügt das Haupt; er wußte wohl, wo die Liebe wohnt, habe kein andrer Zauber bleibende Stätte. —

10.

Der Lustwald.

Es schlichen einige Tage dahin; so viel als möglich hatte Wilibald den häßlichen Begleiter von sich entfernt, so sehr auch dieser sich an ihn drängte. Er versprach mit zauberischer Macht des Mädchens Busen zu umstricken, daß sie dem Ritter zu jeglicher Liebe dienstbar seyn müße; dieser aber antwortete: Nur was rein vom Herzen fließt, mundet dem reinen Verlangen. Und rein ist der Wunsch meiner Seele. Ich fühle immer mehr, daß ich deiner niemals bedurft hätte. — Nach diesen Worten entzog er ihm jeglichen Blick, und Abuverus schied mit zornigen Mienen. — Wilibald aber wandelte umher, verloren in

selige Träume, von Flur zu Flur, am Ufer des Flüßchens, im Schatten des Waldes.

Da war es, wo eines Tages Ritter Weig-lin dem Vergnügen der Jagd nachgegangen war; die rüstige Tochter begleitete ihn. Oft hatte sich der Vater gewünscht, Bertha möchte ein Sohn seyn; denn einen männlichen Muth, mit aller weiblichen Schönheit gepaart, trug sie im Busen. Jetzt, wenn der Eber pfeilschnell aus dem Gebüsche schoß, war es die Tochter, welche vor den Vater hintrat, und dem Thiere den Fang gab. Wenn ein fliehender Hirsch weit über das Feld zog, von schnellfüßigen Hunden wacker verfolgt endlich den Wald und die dichten Gebüsche erreichte: da war es Bertha, welche auf einem flüchtigen Jagdroß am nächsten folgte, das Thier an einen Baum band, und dann zu Fuß weit in des Forstes Labyrinthen verschwand. Oft vermißte der Vater die Tochter bis spät am

Abend; immer führte sie das Glück in seine Arme unverletzt zurück.

Am Felsen gelehnt, der über seinem Haupte hundertjährige Eichen trug, einen rauschenden Wasserfall vor sich, sonst ringsum von Gebüschen umschloßen, saß Wilibald, als plötzlich ein aufgeschreckter Hirsch so nahe an ihm vorüberzog, daß der Hut von seinem Haupte fiel. Dem Wilde folgte ein Pfeil — er traf nicht; aber an Wilibalds Schulter streifte er hin, daß augenblicklich Blut floß; der Verwundete verlor die Besinnung. — Als er sich aber bald wieder ermunterte, da erblickte sein Auge das Bild seines Herzens — Bertha stand vor ihm, mit all' dem allmächtigem Liebreitz, der sie schmückte. Zwar das Geflecht ihrer Haare war los; es rollten die Locken mit reicher Fülle hinab auf den Busen, der mächtig schlug unter der sittsamen Hülle. Aber der Wangen Röthe belebte das

sanfte Gesicht; gleich einem Perlen-Kranz bedeckte der Schweiß die Stirne.

Sichtbar entfloh aus ihren Mienen die Angst, als Wilibalds Blick sich erhob, und Freude strahlte aus ihren Augen. Sie hatte bereits heilenden Balsam aus dem Busen geholt, und ohne Verweilen wusch sie des Sängers Wunden mit dem Wasser der stürzenden Quelle, und dann mit dem duftenden Balsam. — Regungslos saß immer noch Wilibald; erstaunt suchte er Worte und fand sie nicht. Auch die schöne Jägerin machte ihrem geängstigten Herzen nur mit wenigen Worten Luft. Das sonderbare Zusammentreffen schien beiden die Wirkung eines wunderbaren Zaubers zu seyn; die Wunde des Mannes spiegelte sich ab in dem Herzen der Jungfrau, auch sie schien ein Pfeil durchdrungen zu haben. „Der Tod, sprach die Holde, soll nicht des Sängers Lohn seyn!" -- und Wilibald entgegnete: Wem könnte der Tod willkommner

seyn, als mir, von dieser Hand? -- Aber bald versicherte die Jungfrau, daß der fliegende Pfeil nur die weiße Haut geritzt habe und das Fleisch wenig getroffen sey. Das bedaure ich, sagte Wilibald; ich wäre gar zu gerne in Euern Armen gestorben. -- Bertha wendete den Blick ab; sie verstand die Sprache, aber sie schwieg. -- Wenn es euch denn besser ist, fuhr sie fort, so laßt uns heimwärts ziehn. Mein Vater wird dort am Ende des Waldes meiner harren; er soll euch den Schmerz der Wunde vergelten." -- O, dachte Wilibald; niemand kann dieß mehr, als die liebreitzende Jungfrau. -- Und so schlenderte er mit ihr fort, scherzend mit Worten und freudig in Herzen. Sie erreichten das Gelage des Burgherrn, als eben die letzten Strahlen der sinkenden Sonne die Gipfel der Tannen vergoldeten.

11.

Der Gast-Freund.

Herr Weiglin war erfreut, die Tochter zu sehen -- aber er erstaunte über das selt'ne Begebniß, welches Wilibald -- den fahrenden Schüler getroffen hatte. „Ich will es wieder gutmachen, sagte die Tochter; gestattet, mein Vater, daß ich daheim auf der Burg seiner pflege bis zur Heilung. -- Da musterte Weiglin den Sänger vom Kopf bis zum Fuße. Ihm war es nicht gelegen, so gastfrey er sonst war, auf der Burg Fremde zu beherbergen. Er dachte: mir ist an meines Kaisers Gegner ein großer Schatz vertraut, kein Unstern soll ihn mir entwinden; aber behutsam will ich seyn beym Anblick eines jeden Menschen-Ge-

sichtes. — Doch, weil die Tochter bat, die er über alles liebte, weil des Mannes Auge so redlich schien, so gestattete er gerne eine kurze Bewirthung.

Und so zog Wilibald aufwärts zu den Mauern der Burg, die nun doppelte Wünsche verschließen sollte. An seiner Seite gieng Bertha; sie fragte den trauten Begleiter ins Ohr: „Aber wo ist euer Begleiter geblieben?" — Ich weiß nichts von ihm, erwiederte Wilibald verlegen; ich denke, er ist von hinnen gezogen. — „Nun, das soll mir doppelt lieb seyn, sagte die Jungfrau; denn seht, ich sah ihn nur einmal, aber so verhaßt war mir noch keine menschliche Seele, als dieses Gesicht schon beym ersten Anblicke. Ich wunderte mich damals in der Schenke, wie ihr, dem die redliche Seele vom Auge sieht, an der Seite dieses Häßlichen wohl wandern möget?" — Wilibald war in sich versunken über diese Worte. Mir ge=

lingt wohl, dachte er, das Werk, nach dem ich verlange, ohne Wunder und Zauber zu vollbringen.

Diese Hoffnung führte den Gast in Weiglings festes Bergschloß ein, und er wurde trefflich bewirthet. Während Bertha nach alter, deutscher Sitte Küche und Keller bestellte, zechte der Ritter wacker am Schenktisch, und Wilibald mußte Bescheid thun. „Wenn ihr schon kein Ritter seyd" — Wilibald wollte erblassen — „so fühlt ihr doch vielleicht die Lust der Schlachten." Also sagte der Burgherr. Und dann erzählte er die Thaten alle, die er gethan und auch den Ruhm seiner Ahnen. Jugendlich wurde sein Angesicht, wenn er von der Tugend seines Fürsten sprach; man sah, wie das Blut in den alten Adern sich regte. — Auch Wilibalds Sehnsucht nach Thaten erwachte; sonderbar stand damit die Liebe im Widerspruch. Ganz in sich selbst versunken saß er — achtete nicht auf die Worte des gastlichen Wirthes — „Ihr wünscht wohl

die Ruhe?" -- fragte endlich dieser lächelnd; und gerne sagte Wilibald zu. Ein Blick voll Seeligkeit aus Berthas Auge begleitete ihn zum Schlafgemach. --- Es ward Morgen und wieder Abend; Wilibalds Seele wollte bald vor Verlangen, bald vor marterndem Zweifel vergehen. So schwanden der Tage mehrere hin — ihm winkte die Liebe wohl, aber die Hoffnung trat immer weiter zurück.

Eines Tages, da Herr Weiglin vom Besuche des gefangenen Königs zurück kam, ward er sehr nachdenkend. „Welchen Schatz ich in meiner Burg verwahre, sprach er zu Wilibald, wird euch nicht unbekannt seyn. Ach! wie kränkt mich das Schicksaal dieses Fürsten, der eines bessern Glückes wohl würdig ist. Er vergeht, gleich einem Schatten schwindet er dahin. Nichts tröstet ihn, nur Freyheit ist sein Wunsch — und ich -- darf ihm diese nicht geben. -- „Kommt, fuhr er nach einigen Nachdenken fort, nehmt eure Zitter,

vielleicht erheitert ihn euer Gesang." — Wem war dieses Geboth wohl erwünschter, als Wilibald? Hastig, jedoch nicht ohne Zittern folgte er dem Burgherrn in das Gefängniß des Königs nach. —

Da saß Friedrich, sonst der Schöne genannt, in großer Betrübniß, und schnitzte Pfeile, sich die Stunden zu verkürzen. Haar und Bart waren unbeschnitten; Wilibald kannte kaum die sonst so majestätische Gestalt. Ihm wurde es bange; lange war er nicht im Stande, in die Saiten der Zitter zu greifen; schwankend trug seine Stimme ihm im trostreichen Liede vor: daß die Erlösung nahe sey, und daß die Freuden der Heimkehr das kranke Herz plötzlich heilen werden. — Friedrich faßte nur wenig den Trost des Gesanges auf, doch erheiterte sich manchmal sein Auge. Er kannte Wilibald nicht in dieser Gestalt, obwohl er ihm früher nicht unbekannt war, doch

sprach

sprach er ihn freundlich an. Bald hätte sich zwischen ihnen eine Zweysprache entsponnen, die aber Herr Weiglin ängstlich störte, und bald wieder den unglücklichen König der trostlosen Einsamkeit zurück gab. —

12.

Des Sängers Nacht-Lust.

Seh' ich nur ein Sternlein prangen,
O, dieß Sternlein seh' ich gern;
Denn es stillt all' mein Verlangen,
Weil es ist der Hoffnung Stern.

Aber ohne Hoffnung schweben,
O, dieß ist der größte Schmerz!
Und in meinem Busen leben
Lieb' und ein getheiltes Herz.

Läßt sich denn nicht glücklich paaren:
Liebe, Treue, Menschenglück? —
Wenn die Engel es bewahren,
O, dann gieb sie mir zurück!

Daß ich jenes Band zerbreche,
Das mein höchstes Ziel umschließt;
Daß zugleich ihr Mund verspreche:
Deine Hoffnung täuschet nicht. —

Ach, ich stehe und ich wanke,
Ohne Vorsatz steh ich hier;
Doch belebt mich der Gedanke
Nur das Gute helfe mir. —

Oft wandelte Wilibald in des Schloßes Räumen hin und her, bey Tage, und auch in den Stunden der Nacht, sogar seine Zitter ließ er erklingen; dieß ahndete aber der Burgherr. „Ich weiß es wohl, setzte er mildernd hinzu: es ist des Sängers Nachtlust, den lieben Mond zu besingen.“ — Bertha aber gestand sich heimlich ganz andere Dinge, und Wilibald würde sich darüber sehr gefreut haben, hätte er gewußt, was in ihrem Herzen vorging. Denn nicht allein seine Liebe war es, welche ihm den heißen Wunsch einhauchte, das Mädchen zu fesseln; die Hoffnung stieg auch in seinem Innern auf: mit ihrer Hülfe des Königs Befreyung zu erwirken. — Doch fieng Bertha an, ihm diese Hoffnung von Tag zu Tage mehr zu entziehn. Sie

vermied offenbar seinen Umgang -- sie entzog sich sogar seinen Blicken, wenn sie Ursache gehabt hätte, dieselben zu suchen. Als er sie eines Tags einsam auf dem Söller der Burg sah, wie ihre Augen -- gleichsam ohne zu sehen -- hinab ins waldbegränzte Thal schauten, wagte er es, sich ihr zu nahen, und plötzlich ihre Hand zu ergreifen. -- Erschrokken bebte Bertha zusammen; sie wollte entfliehen, Wilibald aber umschlang sie mit starken Armen, und schaute ihr voll Wehmuth ins himmlische Auge. -- „Laßt mich, sprach die Jungfrau; schon zu weit hat sich mein Herz geöffnet. Wollt ihr ein redlicher Mann seyn, so helft mir eine Flamme ersticken, welche uns beyde nur unglücklich machen kann.“ -- Unglücklich? erwiederte Wilibald; wie kann doch der edelste der Triebe Unglück bereiten? Seht, mein Herz erglüht in hoher Wonne, ich glaube an eines Engels Seite zu athmen. -- „Deutlich genug sagten mir dieses schon

früher eure Blicke, fuhr Bertha fort; aber eben dieses war es, warum ich euren Umgang vermied. -- Laßt mich, Ritter! die Liebe mag beglücken, ich fühle es; aber mir — mit euch — ist dieses höchste Glück nicht vergönnt.“ — Wilibald wollte eben fragen: Warum nicht? als Bertha sich aus seiner Umarmung losgemacht hatte, und einige Schritte zurück trat. — „Ich habe euch in diese Burg eingeführt, sagte sie, ich sah euch gerne, ich heilte eure Wunde, an der ich Ursache bin. Auch ihr habt mich verwundet, und es ist nun an euch, diese Wunde zu heilen.“ — Unwillkührlich hatte sich Wilibald auf seine Knie niedergelassen; er huldigte dem Engel seines liebenden Herzens. — Was soll ich thun? — fragte er in banger Erwartung. -- „Gelobt mir zu gehorchen, was es auch sey,“ sprach Bertha; — Wilibald schwor bey der Stärke seiner Liebe. —

Da forderte Bertha -- Thränen begleite-

ten die Worte, daß er bald, recht bald, die Burg verlasse und von hinnen ziehe, um vielleicht nie mehr wiederzukehren. „Ewig will ich dabey Euer in Liebe gedenken.“ Diese wenigen Worte sollten Balsam auf die Wilibald geschlagene Wunde seyn. —

Er aber stand auf, und lehnte sich trostlos an das Gitter des Söllers. — Warum wollt ihr den Mann fliehen, sagte er, dessen Liebe größer ist, als sein Schicksal? Wohl fällt es mir bey, was die holde Bertha von meiner Seite verscheucht. Ihr seht in mir nur den Leyermann — den fahrenden Schüler; und Eurer würdig ist — nur eines Ritters Hand; — Grausames Schicksal! das den Sänger der Liebe vom Glücke der Waffen trennt! —

Wohl hätte sich Wilibald gerne noch einmal zu Bertha's Füssen geworfen, um ihr zu bekennen, daß er nicht sey, was er scheine. Aber die Klugheit gebot ihm zu schweigen. Wie hätte die Tochter eines Baiern den Feind,

den Verräther am Vaterlande lieben können? -- Er schwieg also, und versprach zu gehorchen. Ein einziger Kuß sollte der Lohn aller seiner heißen Gefühle seyn. — Die Sonne neigte sich; der folgende Morgen sollte ihn auf ewig vom Ziele seiner Wünsche scheiden. -- Wilibald schien indeßen fröhlich im traulichen Abendzirkel. Herr Weiglin ergötzte sich an seinem Gesange; das ganze Burggesinde empfand eine muntere Regung. Nur Bertha fühlte sich zur Wehmuth hingezogen, und bitterer Gram schlich sich in ihr Herz. Sie fand nicht Ruhe, als alles zur Ruhe war. Und noch einmal wollte sie der Liebe süsses Spiel in trauten Gesprächen genießen; sie wanderte, in ein sittsames Nachtkleid gehüllt, in dem Zwinger der Burg umher — um vielleicht dort den Liebling ihrer Seele zu finden. -- Der volle Mond leuchtete so schön, die Grille zirpte im alten Gemäuer, alles war stille. Wilibald war nirgends zu sehen.

Bertha's Herz kränkte sich; sie gieng in das Schloß zurück und fragte die Wächter, ob sie den Sänger hätten wandeln sehen? -- Da bedeutete man ihr: daß er noch spät die Burg habe verlassen, stürmisch und wild, und auf Ermahnen, bald zurück zu kommen, weil sonst nicht mehr könnte geöffnet werden, habe er versprochen, nie mehr wieder zu kommen. --

Entrüstet kehrte Bertha in ihr Schlafgemach zurück. So plötzlich zu scheiden! -- Doch war sie nicht selbst die Schuld hievon? — Liebes-Schmerz öffnete den Quell ihrer Thränen. —

13.

Macht des Segens.

Wilibalds ganzes Hoffen war eitel. — Er gieng, ohne sich auf den weitern Verfolg seines Lebens zu besinnen. In mondheller Nacht setzte er sich auf ein wildes Gestein am Ufer des Flüßchens. -- Nicht mit vergebener Liebe wollte er Bertha quälen; er schied ohne Lebe-Wohl, jedoch nur mit eigenem Schmerzen. Herrn Weiglins Vorsicht hatte ihm jedes Mittel genommen, des gefangenen Königs Befreyung zu bewirken. Was sollte er nun beginnen? Sollte er, ohne den mindesten Erfolg heimziehen zur trostlosen Königin? — Welche Hülfe bot sich ihm noch dar? -- Ahuverus! seufzte er unwillkührlich, und schauder-

te zusammen, als er den Ton seiner eigenen Worte vernahm. -- Und bald darauf wurden Fußtritte laut; es nahete sich ihm eine männliche Gestalt; er erkannte in ihr den Zauber-Mann. — „Du hast mich gerufen, redete ihn dieser an: was willst du von mir?“ — Mit männlichem Trotze erwiederte Wilibald: Ich will, daß du mir dienest! -- Abuverus lächelte; er bot ihm willig die Hand, und setzte sich zu ihm auf die abgerissenen Stücke des Felsens. — Wilibald gerieth in heftige Bewegung -- es bestürmte Mißmuth und Hoffnungslosigkeit sein Herz; nur im Wunderbaren sah er noch Rettung. -- Nach langer Zweysprache, nach langem Zaudern ward der Bund geschlossen, Abuverus versprach — und Wilibald setzte sein eigenes Herz zum Lohn aus — er versprach: nicht mehr zu lieben.

Denn die Liebe ist eine Tugend; alles Gute keimet nur in ihr. Wer zu lieben aufhört, hat den Weg zum Abgrund betreten. —

Es war bereits die Mitternacht herangerückt; der gefangene Friedrich und seine Wächter lagen im Schlummer. Die Träume des Königs waren von schreckhaften Bildern voll. — Ihm dünkte: es habe eben der fahrende Schüler, den man vor einigen Tagen in seinen Kerker gebracht hatte, ein trostreiches Lied geendet. Aber dieses Lied verkehre sich in Spott: Man reiche ihm auf einer Seite Scepter und Krone, und auf der andern einen Becher mit Gift. Die Angel seiner Kerker-Thüre fingen zu beben an, das Eisengitter des Fensterleins thue sich auf, man winke ihm zur Flucht — er strebte empor, aber eine Kette, mit hundertfältigen Gewichte beladen, warf ihn wieder auf sein Lager zurück; er griff nach dem segenvollen Heilandbilde, das an seinem Halse hieng, er schrie laut auf -- und hierüber erwachte er. -- Und er sah, was er geträumt hatte. Das kleine Fenster seines Kerkers war zum Thore geworden; vor demselben hielt ein

schwarzes Roß --- auf einem Gleichen saß der fahrende Schüler. --- Und eifrig winkt' er ihm zu folgen. -- „Wer bist du?" -- frag-te voll Entsetzen der König. Schauder warf ihn beynahe zu Boden. -- O, frage nur nicht, wer ich sey, erwiederte eine schwankende Stim-me. Willst du anders entkommen, so eile her-bei, und besteige das Roß; es bringt dich oh-ne Gefahr -- an Seel und an Leib -- zum Ziele aller deiner Wünsche. -- Aber der erstaun-te König waget nicht zu folgen. Klar sieht er vor sich das Werk des Bösen; er betet, er ruft -- es öffnen die Wächter die Thüre des Kerkers. --- Und als diese das Wunder er-schauen, ergreift auch sie Schreck und Entse-tzen. Kreutz und Seegen, und lautes Gebet machen den Spuck erzittern. Des Königs wachsender Muth hält das geweihte Bild des Heilands dem Abentheuer entgegen --- der fahrende Schüler, indem er nach des Königs

Hand greifen will, erfaßt es, und — der Schlag eines Donners wirft alle in Betäubung hin. —

Nach geraumer Zeit erst ermunterte sich der König und seine Wächter wieder. Das ganze Burggesinde war herbey geeilt, von dem Getöse aus dem nächtlichen Schlummer geschreckt. Auch der Burgherr kam und Bertha, zitternd und zagend. — Erblaßt waren alle Gesichter, man fand nicht Worte. Ein schmerzliches Stöhnen, das aus der Tiefe des Burgzwingers zu kommen schien, war allein von aller Erscheinung übrig geblieben. Als dieses nicht enden wollte, faßten die Herzhaftesten den Muth und giengen mit Fackeln dahin. Der volle Mond hatte sich bereits verloren; dichte Finsterniß herrschte. Aber der Fackeln heller Schimmer zeigte den Forschenden bald einen Mann, dessen Gesicht mit Blut bedeckt war, so daß ihn niemand erkannte. — Man hob ihn auf, und trug ihn hinauf in das Zimmer des Burgherrn. Als man das Blut von Stirne und

Wange gewaschen hatte, da erkannte Herr Weiglin den fahrenden Schüler. Zorn und Unwille bemeisterte sich seiner; er wollte den Unglücklichen augenblicklich tödten. Aber Bertha hielt bittend sein Schwert zurück. „O, rief sie ängstlich: Laßt ihn nicht sterben im Bunde mit dem Bösen.“ — Und sie wusch wie ehemals seine Wunden mit Wein und Balsam, und gab ihm einen lindernden Verband. — Wilibald fühlte wenig von allem diesen. Nur als man seiner krampfhaft zusammen gezogenen Hand das Bild des Gekreuzigten entzog, schlug er die Augen auf, und ein lauter Seufzer entfuhr seiner schwer athmenden Brust. Darauf ward er in das Burgverließ getragen und ihm Wächter beigegeben; denn man mußte befürchten, daß von Stunde zu Stunde des Mannes Seele entfahre. — Aber seine starke Natur überwand die Gewalt des Todes. In der Morgen-Dämmerung kehrte sein Bewußtseyn vollends zurück. Er ver-

langte zu sprechen; die Wächter aber hießen ihn schweigen, bis Herr Weiglin komme, von ihm Rechenschaft zu fordern. Darauf entschlummerte er, und beym Erwachen am hellen Morgen, stellte sich ein heftiges Fieber ein. Mehrere Tage wich die Besinnung wieder von ihm; er lag und kämpfte, bis er sein Leben errang.

14.
Sieg über den Bösen.

Inzwischen hatte sich ringsum die Sage von dem schrecklichen Vorfall verbreitet, und lange hieß es im ganzen deutschen Lande: es habe ein Meister schwarzer Kunst dem Herzoge Leopold verheißen, seinen Bruder, den schönen Friedrich, durch den Teufel entführen zu lassen.

Aber der eigentliche Held dieser Begebenheit büßte schwer; denn obwohl er nach einem Monate außer Gefahr war, sein irdisches Daseyn zu verlieren, so rückte doch die Zeit einer fürchterlichen Prüfung heran. Bisher ließ man ihn ein heiteres Gemach genießen, sein König bewohnte kein besseres,

als aber seine Gesundheit wiedergekehrt war, da forschte der Burgherr näher nach dem tollkühnen Beginnen des fahrenden Schülers. Wilibald verläugnete seinen Stand nicht weiter. „Ich bin Ritter, sagte er, und nannte seinen Namen; ich darf von euch anständigen Verhaft fordern.“ Herr Weiglin aber verneinte dieses voll Mißtrauens. -- Ihr ward mein Gastfreund, sagte er, und habt mich betrogen; ich fürchte, ihr suchet mich wieder zu betrügen. Ein Ritter und ein Mensch, wie er seyn soll, tritt nicht in den Bund mit dem Bösen. Nur dieser kann euch wieder aus meiner Haft entledigen. —

Uud fort in einen tiefen Kerker ward er geschleppt; es schien, daß er des Tages Licht nie wieder erblicken sollte. Kaum daß Sonne und Mond die engen Wände erhellten; kaum daß er genüglich Nahrung erhielt, sein armes Leben zu fristen. — Wenn er denn so da saß auf faulem Stroh, und seines Geschickes ge-

dachte; da ergriff beynahe Verzweiflung seine Seele; doch fieng er an, sich fest an das Gebet zu halten, und aufwärts zog es ihn, so schwer ihn auch die Last der Erde drückte.

Aber alle diese Leiden glichen nicht dem Kummer seines Herzens. Er hatte die Liebe abgeschworen: aber mächtiger ergriff sie ihn wieder, seit er das Bild des Heilandes in Händen hatte. Sie wich nicht von ihm, auch da er jetzt einsam im Kerker lag. Aber Zweifel stiegen auf in seinem Innern wegen Bertha's Liebe. Sie wird nun wissen, daß ich Ritter bin, ihrer würdig, dachte er; allein — ich bin auch ihres Vaterlandes Feind, sie wird mich hassen. Und dieses Gefühl war ihm unerträglich; er wünschte nichts, als sich vor den Augen seiner Geliebten rechtfertigen zu können, noch einen Blick der Versöhnung und Liebe zu empfangen, und dann — von des Lebens wandelbaren Gütern zu scheiden.

Als er einst, wie gewöhnlich, den Tag

und die Nacht hindurch, von diesem Wunsche träumte: da öffnete sich plötzlich die Thüre seines Kerkers, leise, ohne Geräusch, gleichsam als wäre sie zu einem Luftbilde geworden, und — Ahuverus trat herein. „Du hast mich zwar nicht gerufen, war seine Anrede; aber ich komme dir doch wahrscheinlich willkommen. Siehe, schon lange wollt ich zu dir; allein ein mächtiger Zauber hielt mich zurück. Laß uns von dem nicht sprechen, was geschehen ist; nicht ich -- dein König stürzte dich in den Abgrund. Mit meinem Wesen verträgt sich kein heiliges Bild --i ch kann, ich darf es nicht nennen. All' meine Kraft ist gelähmt, sobald mich sein Name berührt.“ — Wilibald war zweifelhaft, ob er diesen Namen nennen sollte. Er war fest entschlossen, es ewig nicht mehr mit dem Bösen zu halten.

Alle meine Leiden, die ich jetzt trage, erwiederte er, trage ich gerne, weil mir die Liebe

wieder gegeben ist. Wir haben mit einander weiter nichts mehr zu verkehren, unser Bund ist gebrochen, seit deine Zaubergewalt ohnmächtig geworden ist. — „Du hast den Zufall selbst dir bereitet, fuhr Ahuverus fort; obwohl ich auch hierüber noch manches Wort sprechen könnte, so sey doch alles vergessen. Aber ich denke, — die Gegenwart drückt dich mehr, als sonst. Die strenge Winterzeit naht; dein Kerker ist feucht und kalt, du wirst dem Ungemach unterliegen. Feinde sind im Anzuge, sie werden die Veste belagern; da gedenkt kein Mensch an den Gefangenen hier unter der Erde! du wirst den schrecklichen Tod des Hungers sterben.“ — So laß mich sterben, rief Wilibald; der schrecklichste Tod ist nur einmal zu dulden; ich will ihn, ich suche ihn. — „Bertha liebt dich noch, mit dem höchsten Feuer der Liebe; ihr Vater ist es, streng und unerbittlich, der sie von deinem Kerker zurück hält.“ — Bertha liebt mich noch, seufz-

te Wilibald, und faltete die Hände; er warf bedeutende Blicke auf den häßlichen Abuverus. --

„Wie schön, fuhr dieser fort, lebt es sich im Arm der Liebe. Und die Freyheit verschafft dir nicht allein dieses hohe Gut, sondern noch mehr -- am Throne deines Fürsten Ehre, Ansehen, Macht. Dafür, schlafe wohl, in dieser Gruft; das Licht des Tages leuchtet nicht mehr für dich; das Licht der Augen deiner Bertha wird verlöschen, Gram erdrückt ihr Herz. Ich fordre ja die Liebe nicht mehr zum Lohn des Bundes; gieb nur“ -- Wilibald hieß ihn schweigen. Er hatte sich alle Schrecken des Todes vorgestellt, und wankte nicht. -- Was ich für meinen König geben wollte -- vor dem Throne der Allmacht wird es mir verziehen seyn; allein meiner Rettung wegen, und erwartet mich auch das Schrecklichste, trete ich nicht in den Bund mit dem Bösen. -- Als aber Abuverus Bertha's treue

Liebe, und das Glück, in ihren Armen zu leben, schilderte: da wankte Wilibalds Entschluß. Doch stieg plötzlich ein würdiges Gefühl in seiner Seele auf, und abermals sprach er: Was ich für meinen König thun wollte, soll nicht meiner Liebe wegen geschehen. Weiche von mir -- nicht mehr will mein Auge dich sehen, weder im Leben noch im Tode. -- Abuverus wich -- doch sträubt' er sich; Wilibalds Segen trieb ihn fort, der sein Schicksal seinem Gotte befahl. --

15.

Der Fürsten Versöhnung.

In dieser Stunde, wo Wilibald im Kampfe mit dem Bösen lag, pflegte Bertha des Gebetes. Inbrünstiger als sonst war der frommen Jungfrau Flehen. Gebetet hatte sie, als Wilibald im Fieber-Wahnsinn lag, und Gottes Segen rief sie an, als in des Kerkers Tiefe der Mann ihrer Liebe geworfen wurde.

Herr Weiglin liebte seine Tochter mehr, als sich, aber mehr als seine Tochter liebte er seinen Kaiser, und die Ehre, die er von ihm genoß, und die Treue, die er ihm geschworen. Strenger als sonst bewachte er den schönen Friedrich; nie verließ er seither die Veste; den größten Haß trug er gegen Wilibald. — Ver-

tha mußte schweigen, wollte sie den Vater nicht im höchsten Zorn entbrannt sehen. Die Qual der Liebe nagte an ihrem schönen Herzen; Leiden fiengen an, sie zu verzehren.

Auf der Trausnitz war es seit den Tagen jenes Spukes so ruhig, wie im Grab. Die Seufzer Friedrichs drangen nicht durch den kalten Stein; vergeßen war der erhabene Fürst beynahe von allen Edlen Deutschlands; nur seiner Gattin Thränen floßen, wie ein ewiger Born, und seines Bruders Schwert rastete nicht; es schlug den Feinden Wunden ohne Zahl.

Und auch eines edlen Fürsten Herz schlug mächtig noch für ihn. Es war das Herz des Jugendfreundes — seines eignen Gegners Herz. Ludwig, den Kaiser, schreckte nicht der Trotz des Herzogs Leopold, nicht der Fluch des Pabstes. Doch wenn er des gefangenen Freundes gedachte, dann traten Thränen in sein klares Auge; sein Herz schlug dem Freun-

de entgegen; doch was sein eigenes Herz beschloß, das widersagte ihn der Seinen Rath — das Wort der Fürsten, die ihm Freunde waren. So blieb es lange, so mußte Friedrich sich mehr und mehr im Leid verzehren.

Die Obsorge für das Reich drückte den Kaiser sehr; Deutschlands Noth zu mildern, lag ihm mehr am Herzen, als sein eignes Haus. So saß er eines Tages, in ernste Arbeit versunken. — Da meldete sich ihm ein frommer Mann — Gottfried, Abt der Karthause zu Mauerbach. Gütig vergönnte ihm Ludwig das Wort. — Gottfried war des gefangenen Königs zu Trausnitz Beichtiger; er kannte des Unglücklichen ganzes Herz und dessen unermeßliche Leiden. Mit aller Wärme der Beredsamkeit stellte er diese dar, frommes Mitleid erhöhte die Kraft seiner Worte, und begeisterte ihn. „Seinen Leichnam nur, nicht mehr seinen Leib werden die Seinigen sehen.“ — Also schloß sich die Rede, und dem

Auge des Kaisers entstürzten Thränen. Seine Gefühle waren aufgeregt, die alte Jugendliebe forderte ihre Rechte mit Macht. -- So will ich denn auch, sagte er, seinen und meinen Wünschen nicht länger entgegen seyn. Mag Deutschland, mag ganz Europa meine Handlung tadeln: ich will einmal meinem Herzen folgen. --

Und zur Stunde saß er auf, nahm einige treue Begleiter mit, und jagte durch sein liebes Baierland, über die Donau, nach der Pfalz, und nach dem hohen Schloße der Trausnitz. -- Hocherschrocken empfieng ihn der gefangene Friedrich; er besorgte sogar das Aergste -- war nicht mächtig, sich zu erheben. Es war aber Ludwigs Angesicht engelmild; Friedrich glaubte die alte Jugendliebe wieder zu sehen. Und noch freundlicher waren die Worte des Kaisers. Die Freyheit gab er ihm, ohne Lösegeld, aus Liebe zum Frieden, damit die schuldlosen Länder nicht mehr der Wuth

des Krieges unterliegen; um des Menschenblutes zu schonen, wollte er mit ihm theilen Kron' und Würde. Beyde sollten dem deutschen Reich mit Macht und Ansehen gemeinschaftlich vorstehen; und sollte sich jemand ihrem Einverständniße widersetzen, so wollten sie ihn mit Gewalt zwingen, es anzuerkennen: er sey Fürst oder Diener, oder auch jener, der Pabst sich nennt. — Froh gelobte Friedrich den redlichen Bund mit Handschlag, nach alter, deutscher Sitte; auch fügte er noch bey, zur Bekräftigung seiner Sühne die Hand seiner Tochter Elisabeth Stephan, dem Sohne Ludwigs, zu geben. „Es soll dadurch unser alter Freundschafts-Bund erstarken; Fürst und Volk sollen Freunde seyn."

Innig gerührt waren beyde. Ludwig führte den König Friedrich, wie im Triumphe aus dem Kerker, aus der Burg, zuerst nach der nahen Karthause Mauerbach. „Unser erstes Beginnen soll Dank und Gebet seyn!" also

riefen die Fürsten. Ein feyerliches Hochamt wurde gehalten; aus den Händen des Abtes nahmen beyde den Leib des Herrn; tief bewegt fielen sich dann diese Helden der Vorzeit in die Arme, um den Hals, und küßten einander vor allem Volke. —

16.

Des Kerkers Labsal.

Ahuverus hatte die Leiden Wilibalds nicht so schrecklich vorhergesagt, als sie wirklich über ihn einzubrechen schienen. Des Winters ganze Strenge, des Kerkers fürchterliche lange Nacht fühlte er in vollem Maaße, und nur das höchste Vertrauen auf Gott stärkte seine sinkenden Kräfte, daß er nicht unterlag. Er gewöhnte sich, nur diesen Gedanken zu hegen, und zitterte, wenn er nur der Gestalt — geschweige des Namens gedachte, der seines Kerkers Pforten konnte erschüttern. Hunger, körperliche Leiden, Angst — beynahe Verzweiflung umfaßten ihn einst, den Schlangen gleich, welche ein schuldloses Lämmchen umstricken. —

Laute Seufzer entflohen seiner Brust, er wünschte nichts mehr auf Erden, er flehte nach dem Ausgang des Lebens. — Von Leiden erdrückt schwand sein Bewußtseyn; ein Schlummer, wie er schwer Erkrankte überschleicht, deckte sein Auge. —

Bertha, Engel der Liebe! nimm den Kelch des Leidens von den Lippen deines Geliebten, daß er nicht verschmachte, während dein Auge wacht! —

Oft war Bertha um die Mauern des Thurmes gegangen, bey Tag und bei Nacht, wo der geliebte Sänger nach dem Willen ihres unerbittlichen Vaters schmachten mußte. In der Stunde aber, wo gräßliche Seufzer aus der Tiefe herauf hallten an ihr horchendes Ohr: da glaubte sie eines Sterbenden letztes Röcheln zu vernehmen. Von unbezwinglicher Angst ergriffen, von Verzweiflung geführt, eilte sie zu ihrem Vater. Sie bat nicht, sie forderte ungestüm die Schlüssel zum Ker=

ker -- sie riß selbe an sich, und floh fort, in die Tiefe des Schloßthurmes. Die Hast vereitelte das schnelle Aufriegeln der Bande; als aber der Thüre Flügel weit aufflogen, da stürzte sie über ihn, und badete sein Antlitz, das kein Strahl der Sonne beleuchtete, mit Thränen. — Vater Weiglin, mit seinen Dienern, kam später mit einer Leuchte nach. Er sah den Jammer seiner Tochter, und die Rinde seines Herzens schmolz. Er verwünschte seine Härte, und bereute des Mannes Tod; denn für todt hielt ihn Jedermann. — Als aber dieser unvermuthet das Auge wieder erhob, da ward Berthas Freude beynahe zum Wahnsinn.

Herr Weiglin ließ von Stunde an ab von seiner Strenge. Es ward dem gefangenen Ritter ein helles Gemach; gleich dem seines Königes und Bertha war es, welche ihm nun an jedem Morgen Speise und Trank brachte. Der Ritter genaß bald wieder zu seiner vo-

rigen Blühte. Sogar Freude kehrte wieder in sein Herz; denn wenn der Engel der Liebe uns labt, sey es auch in den Tiefen des Grabes, wir werden leben und froh seyn. —

„Bertha! sprach Wilibald eines Tages; wie verdanke ich dir deine Liebe, mein Leben! Aber dieses Leben ist nichts, ohne deine Hand. Ich bin Ritter, geliebt im Heere Leopolds, ausgezeichnet von ihm, aber — ich habe keine Güter, kein einziges Schloß, wohin ich mein junges Weib führen könnte. Aber mein Fürst belohnt Tapferkeit und Treue. Wahr ist es, ich kam hierher, meinen König aus den Banden des Kerkers zu führen; und wäre es gelungen, er hätte mich königlich belohnt. Er würde es noch thun, wenn ich dieses Ziel erreichte — und damit den Besitz deiner Hand.“ — So sprach Wilibald, und mit abgemessenen Worten gab er Bertha zu verstehen, daß sie mit ihm — und mit dem gefangenen Friedrich entfliehen möchte. —

Als Bertha, die ihm voll Erstaunen zuhörte, dieß vernommen hatte, wand sie sich unwillig aus seiner Umarmung. — Wohl, sprach sie, hat mich mein Vater gewarnet vor der Stimme des Verführers. Ritter! ihr liebt mich nicht. — „Bey Gott!“ — betheuerte Wilibald. — Aber Bertha fuhr fort: Glaubt ihr denn, eine Baierin könne den Feind des Vaterlands lieben, so lange er feindlich gegenübersteht? — Nein! den Feind hasse ich in euch, so lange er nach Baierns Wunden trachtet: der Gefangene aber sey mein Freund! — Euch gab ich mehr — ich liebte euch. Jetzt aber, da ihr auf Böses sinnet, muß ich euch — verlassen. — — Es herrschte eine lange Stille; Wilibald hielt Bertha's Hand fest. — Glaubt ihr denn, fuhr sie fort, ihr hättet nicht namenloses Elend über mein Vaterland verbreitet, wenn es euch gelungen wäre, mit — Gott sey mir gnädig! den Künsten des Bösen, Friedrich zu entführen? — Wie na-

menlos elend hättet ihr meinen Vater gemacht und mich; denn die Tochter theilt die Ehre des Vaters. Ich bin stolz darauf, daß es mein Vater ist, der den Feind des Vaterlands bewachet; ich würde nicht mehr wünschen, seine Tochter zu seyn, wenn er je seine Treue verletzte. — — Vielleicht ist all mein Lieben vergebens, fuhr sie nach einer Pause wieder fort; vielleicht ist es ein Verbrechen, daß ich euch je geliebt habe oder noch liebe. Ich will wenigstens der Warnung meines Vaters folgen, und mich sorgsam vor der Stimme des Verführers bewahren. —

So sprach Bertha, erhob sich und entfloh. Vergebens erwartete Wilibald ihre Wiederkehr; es ward ein zweiter, ein dritter, ein sechster Morgen; die Jungfrau kam nicht mehr. Mit trocknen Worten setzte ein Diener sein Labsaal hin — es war nicht mehr ein Labsaal der Seele und des Leibes zugleich, wie es sonst war, aus Berthas Hand. —

So blieb es, bis in des Winters letzte Tage. Da war es, wo der Kaiser mit seinen Edlen nach Trausnitz kam. Als er seinen großen Gegner — seinen Jugendfreund Friedrich aus den Thoren der Feste geführt hatte, da öffneten sich auch die Pforten von Wilibalds Gefängniß. Herr Weiglin gab ihm die Freyheit unbedingt, und ein Schwert und eine Rüstung, wie sie dem Ritter gebührt. Darauf führt er ihn nach dem Burghof; hier stand ein wieherndes Pferd für ihn. „Laßt uns Freunde seyn, Ritter! so rief er; unsere edlen Fürsten sind es ja auch.“ --- Darauf gab er ihm den Handschlag der Freundschaft, und wünschte ihm gute Reise. --

Wilibald ließ alles dieses mit sich geschehen, gleichsam ohne Regung. Er hoffte immer, Bertha werde kommen, sie werde ihm verzeihen — er werde den Preis ihrer Liebe mit sich in die Heimath nehmen. Aber Bertha kam nicht; Vater Weiglin erwähnte die

Tochter nicht. -- Jetzt, in des Scheidens letzten Augenblicken, preßte ein Seufzer den Namen „Bertha" aus des Ritters gedrängtem Herzen. Sein forschendes Auge schwamm dabey in Thränen. -- Der Burgherr verstand ihn, er sagte: Wenn Leopolds Schwert nicht mehr nach Baierns Fluren gekehrt ist: dann kommt als Freund! Des Vaterlands Tochter darf keinem Feinde liebend ins Auge sehn. --

Also schied Wilibald von dem Orte seiner Leiden, nun dem Orte seiner Sehnsucht. Er zog fort nach Oestreichs Gefilden, seinem Könige nach, und wo er durchzog, wären die Thore der Städte, die Hütten des Landmanns bekränzt: denn der Friede zog mit den Fürsten, welche Arm in Arm einander geleitet hatten. Baierns und Oesterreichs Lande glichen einem weiten Tempel der Freude. --

17.

Heimkehr und Wehmuth.

Es ward zu München feyerlich die Urkunde ausgefertigt über die -- zu Trausnitz getroffene Unterredung, damit sie auch den Fürsten des Reichs zur Genehmigung vorgelegt würde. Darin verhieß Friedrich, wenn dieselbe nicht erfolgte, oder er den Vertrag überhaupt nicht halten könnte, so wollte er wiederkehren, freywillig, in das Gefängniß zu Trausnitz, und zwar um die Zeit der Sonnenwende. — Unter dem Trostspruche des kaiserlichen Freundes zog er darauf hinweg, und kam gegen Oesterreich wieder.

Und es fanden sich die königlichen Gatten nach langer, schmerzlicher Trennung. Ach,

das Entzücken des Wiedersehens ward getrübt durch die Folgen früherer Leiden! — Bitterer Gram hatte die jugendlichen Blüthen von den Wangen der edlen Königin gepflückt; die Schönheit des Königs war zerfallen; Friedrich und Elisabeth erkannten einander nicht mehr. — Und als sie sich erkannt hatten, da floßen in langer Umarmung Thränen der Wehmuth. Die tiefgeschlagenen Wunden bluteten fort, selbst da die Sehnsucht der Herzen gestillt war.

Aber auch dieses Glück war nicht von langer Dauer. Kaiser Ludwig hatte zu Ulm den versammelten Reichsständen seinen — und Friedrichs von Oesterreich Entschluß bekannt gemacht; allein die deutschen Fürsten verweigerten die Genehmigung. Friedrichs eigener Bruder, Leopold, legte das Schwert nicht nieder; er wüthete fort in Schwaben und Baiern, und sammelte große Streit-Kräfte. Denn er wollte Deutschlands Krone allein auf dem Haupte des schönen Friedrichs sehen. —

Am meisten widersetzte sich der Vereinigung der Fürsten des Pabstes Heiligkeit. Friedrich flehte ihn um Versöhnung an mit Ludwig dem Baier; der große Fürst, größer als sein Schicksal, that sogar in offenen Briefen auf die Krone des Reiches freiwillig Verzicht, nur um dieselbe dem Haupte des Freundes zu sichern. Aber alles vergebens! Unerbittlich stand der Wille der Mitwelt seinem Entschluß entgegen; seine Großmuth, seine Tugend begriff der eiserne Zeitgeist nicht. —

Da, als alles seinem Herzen entgegen war, entschloß er sich, wenigstens dasjenige zu erfüllen, was noch in dem Kreise seiner eignen Möglichkeit lag. Er sandte seine Tochter Elisabeth zur Verlobung nach München, und um ganz deutsch und treu am redlich gegebenen Worte zu halten, schickte er sich auch an, zum Kaiser nach München, wie er gelobt hatte, zurück zu kehren, um sein Gefangener zu seyn.

Es waren die Monde der gegebenen Frist verfloßen; Friedrich machte sein Vorhaben den Seinigen kund. —

O, was ist Hoheit, was sind alle Schätze der Erde für das arme Herz, wenn es menschlicher Jammer erfüllt! „Nicht die Krone will ich ja, und nicht die Gewalt eines Herrschers; laßt mich, ihr Völker! nur ruhig in den Armen meiner Lieben athmen!" — So rief Friedrich aus, als er sah, daß seiner Gemahlin Herz gebrochen war. Der Zustand dieser edlen Königin war unbeschreiblich; Friedrich jammerte an ihrem Krankenlager; ihr mattes Auge sah ihn bittend an, ihre Hände falteten sich, die zitternden Lippen trugen den Hauch der Worte: „Verlaß mich nicht!" — Die grauenvolle Einsamkeit war nicht im Stande, Friedrichs Seele so sehr zu erschüttern, als dieser Anblick. — „Wäre ich der Bettler einer, sprach er, ich würde mein Wort brechen, weil ich dadurch meine Lieben beglückte. Aber

ich bin Fürst; mein Wort gilt für die Welt -- sie kann untergehen, aber das Fürstenwort muß in Wahrheit bestehen." --- Du wirst mich nicht wiedersehen! -- schluchzte Elisabeth. Der König legte sein Haupt an ihre Brust und weinte lange. —

Es kamen viele seiner Räthe, sie versprachen durch kluge Schriften sein Zurückbleiben zu rechtfertigen; es standen seine Edlen um ihn, eine tapfere Schutzwehr gegen alle, welche es wagten, Hohn oder Trotz zu sprechen. Aber der König neigte sein Haupt in Frieden. Die eignen Thränen verbargen ihm den Jammer der Seinigen -- er trennte sich, er entsagte dem irdischen Himmel, und zog in die Knechtschaft fort, sein Fürsten-Wort zu lösen. Nach einer schweren Reise kam er nach München zurück. —

Herzlich empfieng ihn dort der Jugendfreund, Ludwig weinte mit Friedrich, beyde beklagten die Härte eines Schicksals, welches

ihren gemeinsamen Untergang zu heischen schien. Sie speisten fortan an einem Tische, und schliefen in einem Bette, wie sie in ihrer Jugend gethan. Friedrich, dem alles Glück und der Genuß der ehelichen Liebe versagt war, genoß in reinen Zügen das Glück der Freundschaft, und sein Geist schwang sich unter Schmerz und Freuden zum schönern Daseyn empor.

18.
Fürsten-Größe.

Heidnische Völker aus Lithauen waren in die Mark Brandenburg eingefallen. Ludwig hatte dieses Land seinem Erstgebornen zum Reichslehen übergeben. Hart war er bedrängt; der Kaiser war um das Glück seines Sohnes bekümmert. Da war er gezwungen, seine Macht zu sammeln, und persönlich zu Hülfe zu eilen. — Aber sein eignes Baierland war von Feinden hart bedroht; Leopold hatte aus des Pabstes Schätzen ansehnliche Summen bezogen, und eine Macht gesammelt, welche größer als je war. Mit dieser wollte er an Baierns Gränze ziehen. —

In dieser grausamen Verlegenheit ersuchte

der Kaiser seinen fürstlichen Freund, während der Zeit seiner Abwesenheit seine Gemahlin und Kinder, so wie das Land überhaupt gegen Jedermann in Schutz zu nehmen, der sich indeßen mit feindlichen Absichten nähern möchte. — Friedrich versprach es; er bekannte in offener Schrifft: „daß er sich unterwunden habe, seines lieben Kaisers Wirthin, Frau Margaretha, die Kaiserin, und des Kaisers Kinder, und das Land zu Baiern, und Leut' und Güter zu pflegen, in seines Herrn des Kaisers Namen.“ —

Also zog Ludwig fort, weit weg vom Vaterlande, mit jener Ruhe des Herzens, als wäre sein Liebstes in eigener Hand. Und Friedrich pflegte des Landes, als wär' es sein eigenes.

Bewundernd steht die Nachwelt vor diesem Bilde; mit Ehrfurcht gedenket der Deutsche an seiner Väter alte Treue. Und der Pabst -- es war Johann der XXII., Ludwigs unversöhnlichster Feind, der auf ihn den Fluch

der Kirche geschleudert, — äusserte großes Erstaunen, als er die Kunde empfieng. „Unglaublich, rief er, ist es; doch wahr, man hat mirs geschrieben.“ —

Wilibald hatte noch nicht die Grenze seines Vaterlandes erreicht, als er hörte, daß der Friede nur den Herzen der Fürsten, nicht aber dem Volke geworden sey. Er zog also wieder von der Heimath weg — dem Heere Leopolds zu. Mit langem Rüsten verstärkte dieser seine Macht, er war eben im Begriffe, damit Baiern zu überziehen, als ihn tödtliche Krankheit überfiel. — Schon war Friedrich bereit, selbst wider den Bruder für seines Freundes Güter zu kämpfen — die Welt erstaunt über diesen Kampf so seltener Art — da raffte der Tod Leopolden, den Herzog von Oesterreich, Friedrichs Bruder, in der Blühte des jugendlichen Alters hin. — Er war ein strenger Herr, kriegerisch, unversöhnlich. — Mit seinem Hinscheiden erstarb alle Zwietracht in

deutschen Landen; Ludwig konnte ferner ungehindert seine Krone tragen. Und als er aus Brandenburg, nach siegreich vollendeten Thaten, wieder nach München zurück kam, empfing er aus Friedrichs Händen all das Seinige unversehrt zurück. Inniger wurde ihre Liebe, aber immer freudenleer blieb ihr Blick in die Zukunft. Friedrich schied nun von seinem kaiserlichen Freunde, und eilte seinem eigenen Hause zu. — Von Gram verzehrt fand er die Seinigen. —

Leopolds Völker hatten sich sogleich nach seinem Tode zerstreut; auch Wilibald zog nach Hause. Er kam zum Hoflager der Königin. Bald ward es kundbar, daß er es war, welcher die Befreiung des Königs gesucht — und sich darüber selbst in große Leiden gestürzt hatte. Die Königin berief ihn nach Hofe; sie zeichnete ihn aus, sie behielt ihn an ihrem Hoflager.

Als nun Friedrich wieder in den Kreis der Seinigen trat, fand sich auch Wilibald unter den anwesenden Rittern. — Das erste Feuer des Entzückens war vorüber; man hatte sich gesagt, daß nun keine bittere Trennung mehr den reinen Himmel ihrer Liebe trüben werde. In langen Erzählungen, oft von thränenden Augen unterbrochen, sagten sich die Gatten ihre wechselseitigen Leiden; ach, es war dieß die traurige Unterhaltung — ihr ganzes, folgendes Leben hindurch. Aber auch was sie Gutes empfingen, verschwiegen sie sich nicht, Trost vom Himmel, Hülfe von Freunden, Edelmuth von Feinden. Und Elisabeth gedachte auch Ritter Wilibalds in Ehren. Sie stellte ihn ihrem erhabenen Gemahl vor. Dieser, beym Anblick desselben, rief aus: Wahrhaftig, das ist der Böse, der mich wollte befreyen! — Als Friedrich hörte, daß sich der Ritter nur aus Liebe zu ihm in die Gefahr des Zaubers begeben, ehrt' er ihn sehr, freute

sich aber, daß er sich wieder den Stricken des Argen entwunden. Und um diese Liebe zu belohnen und seine Treue, schenkte er ihm zu Lehen eine feste Burg im Lande der Ens, daß er dort hausen möge in den Segnungen des Friedens. —

19.
Die glückliche Brautfahrt.

Also begabt war Wilibald auf der höchsten Stufe seines Glückes. Mit wem sollte er dieses lieber getheilt haben, als mit der edlen Bertha? — Als er seinen Lehen-Eid in die Hände des Königs gelegt, als er die Hand der Königin dankbar geküßt hatte, nahm er von seinem Geschenke Besitz. Er bestellte sein Haus in Freuden; dann aber setzte er einen Burg-Wärtel darüber, und etwelche Knechte. — An einem schönen Frühlingsmorgen zog er aus, auf dem Pferde, das ihm Herr Weiglin zu Trausnitz gegeben hatte; damit ritt er der Gränze Baierns zu.

Die Herzen der Völker waren wieder durch

die Liebe der Fürsten verbunden; überall herrschte Friede und Freude. Wo er ehemals als fahrender Schüler durchzog, kam er jetzt als Ritter, angesehen und geehrt. Mit Freuden-Thränen dankte er dem Himmel für das Glück, das ihn aus vielen Gefahren errettet hatte, besonders froh war er, den Fallstricken des Bösen entkommen zu seyn; oft noch regte sich eine üble Ahnung im Herzen. Diese gänzlich zu verbannen, sprach er beym Mutter Gottes-Bilde in Oettingen zu. Dort bekannte er all' sein bisheriges Thun, seine Sünden und was zur Sünde führt, einem frommen Mönche. Mit weisen Lehren heilte dieser sein Herz, und reinigte seine Seele; er reichte ihm das heilige Nachtmahl, damit nie mehr Gewalt über ihn ergehen könne von der Versuchung der Hölle.

Also gestärkt im Geiste, verfolgte er weiter seine Reise, und sah an einem glücklichen Abend die schwarzen Thürme der Veste Trausnitz.

Freudig lenkte er aufwärts sein Roß — er pochte ans Thor, und ihm ward aufgethan. —

Bertha hatte geharrt in Liebe und Hofnung; sie bewahrte ihm das treue Herz, und als sie ihm jetzt, von seiner Ankunft überrascht, freudig bestürzt in die Arme fiel, da besiegelte ein Kuß das Bündniß künftiger Seligkeit.

Herr Weiglin, ein Greis von achtzig Jahren, freute sich des Glückes seiner Tochter, und ausgesöhnt mit der ganzen Welt, stattete er Wilibalden ein herrliches Beylager aus. Abt Gottfried zu Mauerbach legte der Glücklichen Hände vor dem Altare in einander.

Acht Tage dauerten die Freuden des Vermählungsfestes; vierzig Tage noch verweilte Wilibald zu Trausnitz; dann zog er fort, mit schöner Aussteuer versehen, nach der Heimath. — Thränen kostete es dem schönen Auge Bertha's, als sie von ihrem greisen Vater schied; mehrere Tage trauerte sie. Aber die Liebe und

Treue des Mannes heilte ihr zerrissenes Herz, und fröhlich zog sie in Wilibalds Burg ein, wo neue Feste begannen.

Nach diesem lebten sie friedlich und glücklich. Zweymal nur trübte der Himmel ihres Lebens sich noch: Herr Weiglin starb: ihm folgten der Kinder redliche Thränen nach; — und des Königs Gesundheit ward untergraben, schon in der Einsamkeit der Trausnitz; nach etlichen Jahren friedlichen Lebens gieng Friedrich der Schöne in die Pforten der ewigen Ruhe ein. Bald folgte ihm die leidende Gattin Elisabeth.

So sahen Bertha und Wilibald ihr Theuerstes aus dem Leben schwinden; ihre Trauer war lange, aber ewig ihre Liebe zu Fürst und Vaterland. Was er für Beyde gewagt, erzählte er als Greis noch gerne seinen Enkeln; so wie sich die Sage vom fahrenden Schüler bis auf unsere Tage im Lande Baiern erhalten hat. —

An das Mädchen der Höhe.

Mir leuchtet ein Sternchen, in dunkler Nacht,
Vom Hüttchen am hangenden Felsen.
Wenn längst kein sterbliches Auge mehr wacht,
Nur duften die blühenden Elsen;
Da wandelt sie an der Felsenwand,
Umhüllt von blendenden Linnen-Gewand.

Ach, wer zum Lieben geboren ist,
Fühlt große, mächtige Liebe;
Die Seele erhebt sich, das Herz zerfließt,
Durch Welten führt ihn die Liebe, —
Und hin, zum Sternchen in dunkler Nacht,
Wenn Elsen nur duften, und Niemand wacht.

O Herzens-Gekose am süssen Mund,
Am schwellendan Busen der Holden!
Das Sternlein leuchtet im Auge so rund,
Die Locke wird purpur und golden.
Und göttlich entfaltet sich mir das Weib;
Mein Leben zerfließet am zarten Leib.

Nicht immer nächtliche Freude entblüht
Den flüchtig wechselnden Stunden;
Der Sternlein Geschwader vom Himmel zieht,
Durch der Sonne Strahlen gesunken.
Am hohen Mittag da ist es so leer,
O wenn es doch wieder bald Mitternacht wär!

Ich bau' mir ein Hüttchen am Felsenhang,
Umgrünet von traulichen Buchen.
Ich wandle des Tages den Berg entlang,
Die flüchtige Gemse zu suchen.
Dann ruhe ich wieder am stürzenden Bach,
Und denke dem Sternlein der Liebe nach.

Mir zaubert der gaukelnde Liebes=Sinn,
Umwebt von träumenden Spielen,
Zum Abendhimmel die Sonne hin,
Nun scherzen die Weste im Kühlen.
Es hallet der Abend=Glocke Gesang;
Ich eile beflügelt zum Felsenhang.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Deisböck, Joseph, 1786-1841

Baierische Volks-Sagen

Bd.: 2

Nürnberg [u.a.] (1826)

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.g.o.565#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11751137-5